

UMRISSE EINER BIOPSYCHOSOZIOKULTURELLEN THEORIE MENSCHLICHER BEDÜRFNISSE¹

Geschichte, Probleme, Struktur, Funktion

W. Obrecht
Hochschule für Soziale Arbeit Zürich

INHALT

Vorbemerkungen: Integration und Transdisziplinarität

- I. Einleitung: Zu Geschichte, Stand und Problemen der Theorie menschlicher Bedürfnisse
 1. Zur Geschichte der Theorie menschlicher Bedürfnisse
 2. Die vier Grundfragen von Bedürfnistheorien und ein Überblick über einige Konzeptionen menschlicher Bedürfnisse anhand ihrer Bedürfnisbegriffe und der postulierten Bedürfnisse
 3. Probleme bestehender Ansätze
- II. Umriss einer biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse
 1. Der theoretische Bezugsrahmen einer biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse
 2. Die Natur menschlicher Bedürfnisse und ihre Manifestation in kompensationsgerichtetem Verhalten.
 - a) Menschliche Individuen als Biosysteme
 - b) Zur Evolution komplexer organismischer Steuerungssysteme
 - c) Der Begriff des Bedürfnisses
 3. Ein Katalog von biologischen, psychischen und sozialen menschlichen Bedürfnissen
 4. Ergänzungen zum Bedürfnisbegriff
 5. Bedürfnisse und Gesellschaft
- III. Empirische Evidenzen und systematische Studien (vgl. Lehrveranstaltung)
- IV. Übungen (siehe Lehrveranstaltung)
- V. Zur Bedeutung der Theorie menschlicher Bedürfnisse für die Soziale Arbeit
- VI. Einwände gegen die Theorie menschlicher Bedürfnisse und einige besondere Probleme ihrer Entwicklung und Anwendung

¹ Skript zur gleichnamigen Lehrveranstaltung

VORBEMERKUNGEN

Integration und Transdisziplinarität als Probleme der Wissenschaft im Allgemeinen und der Sozialarbeitswissenschaft im Besonderen.

Das Folgende verfolgt eine in drei Hinsichten integrative Zielsetzung: Thema ist *erstens* eine der drei übergeordneten psychischen Funktionen, Motivation (durch Bedürfnisse), Kognition und Handeln. Die Analyse von Bedürfnissen als Quellen von Motivation geschieht dabei auf dem Hintergrund einer Auffassung von menschlichen Individuen, die allen drei Aspekten gleichzeitig Rechnung zu tragen versucht, einschliesslich der Beziehungen, die sie untereinander unterhalten. Dabei ist diese Konzeption von Individuen *zweitens* eine (psycho)biologische und verknüpft damit Biologie und Psychologie¹. *Drittens* zeigt diese Konzeption menschlicher Individuen diese als abhängig von ihrer jeweiligen physikalischen, biologischen und (bio-)sozialen Umgebung, ausserhalb derer sie nicht lebensfähig sind, sodass ihr Verhalten und ihr über Verhalten vermitteltes Lernen nur in Abhängigkeit von der Beschaffenheit ihrer jeweiligen physikalischen, biologischen und (bio-)sozialen Umwelt verstanden werden kann; dadurch werden die drei genannten psychischen Prozesse mit sozialstrukturellen und kulturellen Zuständen und Vorgängen verknüpft.

Im Rahmen des gewählten Zuganges werden disziplinäre Grenzen nicht nur dadurch überschritten, dass disziplinäres Wissen unterschiedlichster Art beigezogen, sondern auch theoretisch verknüpft wird. Jede Verknüpfung involviert dabei einen umfassenderen, transdisziplinären Bezugsrahmen, der *erstens* allgemeiner sein muss als die in Frage stehenden Disziplinen und der *zweitens* wissenschaftlich sein, d.h. auf wissenschaftlichen Theorien beruhen muss².

¹ Für eine gedrängte Darstellung dieser Konzeption vgl. [Obrecht, 1995 #708], Kap.II.2.

² Für einen solchen, auf ein Dutzend ontologische Hypothesen komprimierten, Bezugsrahmen vgl. Obrecht, 1996a, Kap. II.1 und für eine ausgearbeitete wissenschaftliche Ontologie vgl. [Bunge, 1977 #388; Bunge, 1979 #387]. Die Idee der Existenz und Funktion transdisziplinärer Bezugsrahmen wie sie hier verwendet wird, ist der Vorstellung entgegengesetzt, wissenschaftliche Disziplinen repräsentierten, wie Radikale

Transdisziplinarität ist ein (kognitives) Ziel, das gegenwärtig offensichtlich an Bedeutung (Akzeptanz) gewinnt (vgl. z.B. [Baltes, 1992 #668]). Dieser Wandel in der wissenschaftlichen Kultur dürfte eine Folge des zunehmend transdisziplinären Charakters der *praktischen* Probleme unserer Gegenwartsgesellschaften sein (Häberli, 1997). Er steht allerdings in einem scharfen Kontrast zur extremen und offenbar nach wie vor zunehmenden institutionellen Desintegration von mindestens zweien der drei durch die Theorie menschlicher Bedürfnisse angesprochenen disziplinären Bereiche, der Psychologie¹ und der Soziologie [Horowitz,

Konstruktivist/innen formulieren würden, *alternative*, wenn auch nützliche Weisen der Wirklichkeitskonstruktion. Da es in diesem Denken für Theorien und andere kognitive Produkte kein anderes als das subjektive Kriterium der individuellen Nützlichkeit gibt, sind in ihm *Verknüpfungen* von Theorien gleicher oder verschiedener disziplinärer Herkunft nicht weniger beliebig und subjektiv, als es Theorien sind. Im Unterschied dazu beruht die hier benutzte Vorstellung transdisziplinärer Bezugsrahmen (wie auch disziplinären Wissens) *erstens* auf der Annahme, dass es i) eine Wirklichkeit unabhängig davon gibt, ob man gerade an sie denkt, (in Ausschnitten) beobachtet oder gar untersucht und dass ii) diese Wirklichkeit aus Dingen (Systemen) besteht, die miteinander in Beziehung stehen, und sie beruht *zweitens* auf der damit verknüpften Vorstellung, dass i) die Dinge dieser Welt erkannt werden können, zumindest zu einem Teil und nach und nach, und dass ii) sich die Theorien der verschiedenen Disziplinen - wo nicht auf verschiedene Aspekte einer Klasse von Dingen - auf verschiedene Klassen von existierenden Dingen einschliesslich ihrer Subsysteme beziehen und - insoweit sie vollständig sind - über ihre Herkunft, Struktur und Dynamik Auskunft geben. Wissenschaftliche transdisziplinäre Bezugsrahmen sind, so könnte man davon ausgehend sagen, globale Theorien (Ontologien), die, aufgrund der Kenntnis verschiedener Domänen der Wirklichkeit anhand der wissenschaftlichen Theorien über sie, die Wirklichkeit als ganze zum Gegenstand haben.

¹ Heute findet sich die Untersuchung *psychischer Prozesse* verteilt über medizinische, zoologische, allgemeinbiologische, therapieorientierte, soziologische und schliesslich geisteswissenschaftliche Institute und Departments, in denen mit experimentellen, komparativen oder aber auch nur mit klinischen Daten gearbeitet wird und die unterschiedlichsten Ansätze (Paradigmen) verfolgt werden. (Vgl. dazu [Bunge, 1990 #460]). Die Disziplin ist - abgesehen von der unübersehbaren thematischen-inhaltlichen Differenzierung - *erstens* fragmentiert nach Objektklassen (niedere Wirbeltiere - niedere Primaten - höhere Primaten - Menschen) im Zusammenhang damit gibt es *zweitens* eine tiefe und ideologisierte Fraktionierung nach Methodologien, beginnend mit den experimentellen über die komparativen hin zur Arbeit mit klinischen Daten und dem ausschliesslich «hermeneutisch» konzipierten «Verstehen», wobei diese Methodologien mit mindestens drei unterschiedlichen Auffassungen des Gegenstandes einhergehen, nämlich (1) mit dem verbreiteten *Mentalismus*, der den Gegenstand der Psychologie in der Psyche als immaterieller Wesenheit sieht und zu dem nicht nur die Vertreter der klassischen Psychologie wie M. Wertheimer, J. Piaget, F.C. Bartlett oder L.S. Wygotsky gehören, sondern auch die erst vor wenigen Jahren ins Leben gerufene Cognitive Science (Cognitology), deren Vorstellung es ist,

1995 #603]. Der im Folgenden dargestellte Bezugsrahmen zu einer biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse, ist gedacht als ein Beitrag zur Überwindung der Fragmentierung der Welt des Wissens durch die Wissenschaften und durch jene, die sie in ihrem professionellen Handeln anwenden.

dass man kognitive Prozesse unabhängig vom Gehirn und insbesondere von Gefühlen untersuchen könne [Gardner, 1989 #683], (2) der *humanistischen Psychologie*, die gleichfalls mentalistisch ist, darüber hinaus aber auch auf die wissenschaftliche Methode und auf das mit ihr verbundene Ziel der Entwicklung von nomologischen Theorien verzichtet, und schließlich (3) die *naturalistischen Ansätze*, die psychische Prozesse als natürliche Prozesse einer besonderen Art, nämlich als Gehirnprozesse auffassen und untersuchen.

I. Einleitung: Zum Thema und zu Geschichte, Stand und Problemen der Theorie menschlicher Bedürfnisse

1. Zur Geschichte der Theorie menschlicher Bedürfnisse

1. Die Anfänge des Bedürfnisbegriffes als ein Zustand eines von bedürfnisbefriedigenden Objekten abgegrenzten Subjektes reichen zurück ins 17. Jahrhundert und seither sind menschliche Bedürfnisse ein klassisches Thema des Denkens über Gesellschaft (Descartes (1647 1985)); Spinoza, 1677 (1976); Smith, 1753 (1977); Rousseau, 1755 (1984); Hegel 1807; Marx 1867). Dabei waren sie zunächst Thema von Staatswissenschaftlern, Philosophen und Politischen Ökonomen. Im Deutschen taucht der Begriff in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch im öffentlichen Vokabular auf. So definiert das «Wörterbruch der Hochdeutschen Mundart» von 1774 den Begriff des Bedürfnisses als ein «Zustand, worin man einer Sache bedarf» als unterschieden von der «Sache, derer man bedarf» [Ade- lung, 1774 #1110]: 698; zit. nach [Krauch, 1981 #999]: 237)¹. (Brentano, 1924; Cuhel, 1907; Kraus, 1894; Schulze, 1896) Zum Thema von Psycholo- gen, von Soziologen und soziologischen Anthropologen wie *auch der So- zialarbeitswissenschaft* wurden Bedürfnisse erst im Verlaufe dieses Jahr- hunderts. Trotz den Bemühungen einer Reihe von Theoretikern [Gehlen, 1956 #1069; Gehlen, 1956 [1940] #1076] und verschiedenen Soziologen (Hondrich, 1975; Hondrich & Vollmer, 1983; Lederer, 1980) hat sich die Theorie menschlicher Bedürfnisse als Kernvorstellung verhaltens- und sozialwissenschaftlicher Modelle des Menschen bis heute nicht durchzu- setzen vermocht, weder in der neoklassischen Ökonomie, die sich, sieht man von den neueren Bemühungen der sich selber so bezeichnenden

¹ Der Begriff des Bedarfs wurde in allen Wörterbüchern des 17. Jahrhunderts er- wähnt (z.B. [Henisch, 1616 #1111; Stieler, 1691 #1112], galt dann aber im 18. Jahrhun- dert als veraltet und war nur noch in der Handelssprache gebräuchlich. J. H. Campe [Campe, 1807 #1113][1794] führte ihn im Zusammenhang mit dem Bedürfnisbegriff wieder ins Hochdeutsche ein, da «Nothdurft nur das, was wir, um nicht Noth zu lei- den, brauchen, Bedürfnis nur den Zustand, da man etwas bedarf, nicht auch die Sa- che, die man bedarf, bezeichnen sollte» ([Krauch, 1981 #999]: 237f.). Für die Entwick- lung von Bedürfnistheorien von Bedeutung scheint der Umstand, dass im Deutschen die Unterscheidung von Bedürfnis und Bedarf schon früh auch terminologisch diffe- renziert wurde, während im Englischen für beides der selbe Ausdruck „need“ ver- wendet wird.

„Ökonomischen Imperialisten“ ab (Radnitzky, 1985; Frey, 1990), als Verhaltenswissenschaft versteht und ein besonderes Interesse an einem realistischen Model of Man haben könnte, noch in den Sozialwissenschaften oder in der an sozialen Problemen orientierten Sozialarbeitswissenschaft. Die primären Gegenstände, auf die sich diese Disziplinen beziehen, sind nicht Individuen, sondern emergente Systeme wie „Kulturen“ (Ethnologie bzw. Kulturanthropologie), funktionale Subsysteme von Gesellschaften (Politologie), soziale Gebilde im allgemeinen (Soziologie) sowie Märkte (Ökonomie). Als Komponenten solcher Gebilde sind menschliche Individuen lediglich sekundäre Gegenstände dieser Disziplinen¹. Um

¹ Nur scheinbar eine Ausnahme bildet die neoklassische Ökonomie. Diese orientiert sich zwar in ihrer methodologischen Rhetorik strikte am methodologischen Individualismus, der seinerseits auf einen ontologischen Individualismus ruht, und deshalb damit die Existenz und damit die Untersuchung sozialer Gebilde als *konkrete* Systeme ab. Die (falsche) ontologische Vorstellung ist dabei die, dass Märkte immer nur aktuelle *Resultanten* des individuellen Verhaltens freier, nutzenoptimierender Akteure seien und damit *nicht* dauerhafte konkrete Systeme, von deren emergenten Struktur Zwänge auf die involvierten Komponenten ausgehen, die nicht nur auf deren Handlungssituation, sondern auch auf deren innere Struktur und damit auf ihre Motivationen und Präferenzen zurückwirken, wie es einer *systemischen* Auffassung ökonomischer Prozesse entsprechen würde. Richtig ist, dass die Märkte, deren Verhalten die Ökonomie ausgehend von mikroökonomischen Modellen auf der Basis des homo oeconomicus untersucht, eine besondere Form von Subsystemen moderner Gesellschaften im Sinne konkreter Gebilde sind (Goode, 1986). Dass die Makroökonomie dies im Grunde anerkennt (und damit mit einem Widerspruch zwischen expliziter und praktizierter Ontologie und Methodologie lebt) zeigt sich darin, dass die makroökonomischen Modelle voll sind von (unabhängigen) Variablen, die sich auf Eigenschaften von Märkten im Sinne konkreter sozialer Gebilde beziehen (Bunge, 1985). Wer glaubt, die neoklassische Ökonomie habe, wegen der auch dem eigenen Selbstverständnis nach enormen Rolle, die solche Modelle in ihren Theorien spielen, ein ernsthaftes Interesse an einem *realistischen* Modell des ökonomischen Akteurs, trifft bekanntlich auf eine andere Realität. So verteidigt Z.B. der renommierte monetaristische Ökonom Milton Friedman die allseits anerkannte Unangemessenheit der Annahmen des homo oeconomicus mit dem für die ökonomische Methodologie typischen (aber falschen) fiktionalistischen Argument, dass die Annahmen einer Theorie nicht wahr sein müssten: Alles was zähle sei, dass die Konsequenzen realistisch seien. (Falsch ist das Argument, weil man gültige wahre Propositionen auch aus den wildesten Spekulationen schliessen kann (Bunge, 1993). Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen von makroökonomisch begründeten Wirtschafts- und Sozialpolitiken, die sich auf mikroökonomische Theorien stützen, die auf der Grundlage der für die Ökonomie kennzeichnenden Methodologie des Fiktionalismus entwickelt werden, lassen sich anhand etwa anhand eines Zitates des Bonner Ökonomen Werner Hildenbrand, der seinen Ruf durch grundlegende Arbeiten im Gebiet der allgemeinen Gleichgewichtstheorie erworben hat und auf der Jahrestagung 1997 des ehrwürdigen deutschen Vereins für Socialpolitik eingeräumt hat, dass die Mikroökonomie auf sehr unsicherem Fundament erbaut sei, da sie auf die Hypothese der Nutzenmaximierung

die Komplexität ihrer Fragestellung in Grenzen zu halten, haben alle diese Disziplinen seit jeher die Tendenz, ihre Akteurkonzeptionen auf Grössen zu beschränken, die für ihre jeweilige (Makro-)Fragestellung relevant sind (Hartfiel, 1968; Esser 1993)¹. Während etwa in der Ethnologie nach wie vor Modelle umfassenden Lernvermögens (Sozialisation) und Wissens vorherrschen (Wimmer, 1997), koexistieren bis in die jüngste Gegenwart in der Soziologie einerseits Modelle der Normorientierung² und Einstellungsmodelle³, beides Varianten des homo sociologicus (vgl. die Fussnote oben), sowie verschiedene «interpretative» Modelle – allen voran jene des Symbolischen Interaktionismus⁴ (G.H. Mead; H. Blumer, E. Goffmann), der phänomenologischen Soziologie (A. Schütz) und ihrer Variante, der Ethnomethodologie (H. Garfinkel) die insbesondere seit den 60er Jahren als Alternativen zu den klassischen Modellen entwickelt worden sind⁴. Im Unterschied dazu und in Absetzung von allen normativen wie interpretativen Modellen arbeitet die neoklassisch orientierte Ökonomie nach wie vor mit ihrem *homo oeconomicus*, wobei Bemühungen um Verbesserungen des Modells unübersehbar sind (Frey, 1990). Nach dem klassischen Modell des homo oeconomicus versuchen Menschen jederzeit im Rahmen der jeweils gegebenen Restriktionen und

abstelle. Dabei sei diese Annahme für die wichtigsten Ergebnisse der mikroökonomischen Theorie gar nicht nötig. Die Nutzenmaximierungshypothese eigne sich lediglich dazu, veröffentlichbare Papiere zu produzieren und wissenschaftliche Gutachten zu erstellen, da durch geeignete Wahl der Nutzenfunktionen und Nebenbedingungen fast jedes gewünschte Ergebnis ableitbar sei. (Mt, 1997). Die Frage hinter was, wenn nicht hinter der Maximierung des Nutzens, Individuen hinterher sind, ist Thema der TMB.

¹ Dies erklärt, weshalb auch die in diesen Disziplinen verwendeten Konzeptionen so wenig realistisch, d.h. so weit von psychologisch stimmigen Modellen entfernt sind. Ein zweiter Grund für diesen Umstand ist, dass es bis vor einigen Jahren kaum wissenschaftliche psychologische Theorien gab, die den Erfordernissen von sozialwissenschaftlichen Theorien entsprochen hätten.

² Dies ist die klassische Variante des homo sociologicus, das auf den grossen französischen Soziologen der ersten Stunde, Emile Durkheim (1858-1917), zurückgeht. Es handelt sich um das Modell der normativen Rollentheorie: Der Akteur kennt und folgt nur verinnerlichten Normen und ist über sie in seinem Handeln festgelegt (Normenkonformität). (Vgl. speziell dazu [Dahrendorf, 1977 (zuerst: 1958) #105].

³ In dieser Variante des homo sociologicus wird das Verhalten (Handeln) sozialer Akteure aus deren Einstellungen (Attitüden) gegenüber sich selber und den Objekten ihrer Umgebung erklärt, wobei die Einstellungen der Akteure ihrerseits verstanden werden als durch die soziale Umgebung der Akteure geprägt.

⁴ Mehr über diese Modelle bei Esser, 1993 und ihre Rolle in der Theoriegeschichte der Soziologie bei Alexander & Giesen, 1987.

Möglichkeiten ihren subjektiven Nutzen zu maximieren, wobei angenommen wird, dass sie dies bei vollkommener Information tun, d.h. bei sicheren Erwartungen, sowie auf der Grundlage von stabilen und geordneten Präferenzen. Probleme dieses Modells sind unter anderem, dass i) die Annahme vollkommener Information hochgradig unrealistisch und damit falsch ist; dass ii) alle Entscheidungen im Rahmen des Handelns aufgrund von (bewussten) Kosten-Nutzen-Kalkulationen getroffen werden, was den, je nach Aktivität (Ziel), enormen Anteil nicht selbstbewusster, von emotionaler und nicht kognitiver Bewertungen gesteuerter Entscheidungen im Rahmen von Handlungen ignoriert; dass iii) Individuen ihren individuellen Nutzen oft zugunsten anderer *nicht* maximieren und damit die Annahme falsch ist; dass iv) für „subjektiven Nutzen“ bzw. für die Nutzenfunktion keine befriedigende Definition verfügbar (und auch nicht möglich) ist (Bunge, 1991); dass v) Präferenzen durchwegs als individuell oder idiosynkratisch betrachtet werden und damit eine erklärende (mechanismische) Theorie von Präferenzen, die über die physiologischen Bedürfnisse hinausgehende universelle menschliche Bedürfnisse aufdecken würde, nicht als möglich erachtet und nicht gesucht oder aber verworfen wird; dass vi) Präferenzen (statt Bedürfnisse) als fix betrachtet werden, d.h. weder als variabel in der Zeit (kontextabhängige Lernprozesse) noch als abhängig vom Kontext verstanden; dass vii) auch Optionen als fix betrachtet werden und damit neben statischen Individuen (Punkt vi) auch eine statische Welt unterstellt wird; viii) dass das Modell, da es indifferent gegenüber Lernen und Kontext ist, für alle Handlungen gelten soll, beginnend beim Murren von Kindern über den Geschlechtsverkehr von Liebenden bis hin zum Verhalten von Entscheidungseliten multinationaler Korporationen und schliesslich ix) dass ausser am subjektiven Nutzen orientierte Kalkulation keine weiteren Grössen das Handeln determinieren wie z.B. Gewohnheiten, Fertigkeiten, technisches oder technologisches Wissen, Leidenschaft und Mitleid und vor allem: Zwang aufgrund von welchen Quellen auch immer, Gewalt, psychischer oder sozialer Terror.

Kurz, alle diese sozialwissenschaftlichen Disziplinen arbeiten mit Partialmodellen menschlicher Individuen, die willkürlich herausgegriffene Aspekte von Individuen modellieren, während sie alle anderen ignorie-

ren¹. Was den Bedürfnisbegriff betrifft, so spielt er in keinem dieser klassischen Modelle eine Rolle.

2. Ausserhalb von Wissenschaft (und Philosophie) bekannt und zu einem Element der Populärkultur geworden, ist die Thematik der Theorie menschlicher Bedürfnisse vor allem durch die stufentheoretischen Arbeiten von Abraham H. Maslow (1954, 1970; deutsch 1977), dem neben Carl Rogers bekanntesten Vertreter der Humanistischen Psychologie. Das Interesse Maslows galt dabei weniger der systematischen Entwicklung einer allgemeinen erklärenden, d.h. wissenschaftlichen Theorie menschlicher Bedürfnisse, als der Beschreibung und Propagierung dessen, was er das allen anderen überlegene Bedürfnis nach Selbstverwirklichung² nannte und das er als das höchste einer Reihe von hierarchisch gestuften und ontogenetisch in der entsprechenden Reihenfolge erworbenen Bedürfnissen auffasste («Bedürfnispyramide»)³. Sein negativer Bezugspunkt war das seiner Auffassung nach „zynische Menschenbild“, das die beiden zu seiner Zeit in den USA stärksten psychologischen Schulen, die Psychoanalyse und der Behaviorismus, kultivierten. Entsprechend sah er sein wichtigstes Ziel zunehmend darin, mit dem Verbreiten der Ideen der humanistischen Psychologie innerhalb der Gesellschaft einem neuen Menschenbild und einer neuen und umfassenden humanistischen Weltanschauung zum Durchbruch zu verhelfen, einer Weltanschauung, die den wahrhaft menschlichen Eigenschaften menschlicher Individuen, wie „Wachstum“, „Selbstverwirklichung“, das Streben nach Gesundheit, nach Liebe, nach Identität und Autonomie, das Verlangen nach Vortrefflichkeit usw. Rechnung trägt⁴.

¹ Für eine Geschichte der Idee von Partialmodellen und die Entwicklung der Menschenbilder der Ökonomie und der Soziologie vgl. Hartfiel, 1968.

² Vgl. dazu insbesondere Maslow, 1977, Kap. 11: Selbstverwirklichende Menschen: eine Untersuchung psychologischer Gesundheit.

³ Maslow unterschied i) physiologische Bedürfnisse, ii) Bedürfnisse nach Sicherheit, iii) Bedürfnisse nach Liebe und Zugehörigkeit, iv) Bedürfnisse nach Wertschätzung, v) Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung und vi) Bedürfnisse nach Transzendenz.

⁴ Das nicht zu übersehende Missionarische an Maslow und sein mitunter deutlicher Elitarismus kommen etwa in folgendem Zitat einer Fussnote zum Ausdruck: „Für alle jene Leser, die erkannt haben, dass dies (gemeint sind vorangehende Feststellungen über die Bedingung guter Wissenschaft) eine revolutionäre Feststellung ist, und die die Verpflichtung fühlen, mehr darüber zu lesen, würde ich empfehlen sich durch *das* (Hervorhebung im Original) grosse Buch auf diesem Gebiet durchzukämpfen: Michael Polanyis «Personal Knowledge». Wenn Sie dieses Buch nicht studiert

Maslows stufentheoretische Konzeption menschlicher Bedürfnisse war und ist - abgesehen von Kritiken seitens wissenschaftlicher Psychologen (vgl. z.B. [Zimbardo, 1983 #123] vor allem von Seiten sozialwissenschaftlicher Bedürfnistheoretiker einer dezidierten Kritik ausgesetzt.

Im Vordergrund steht dabei insbesondere seine Konzeption hierarchisch strukturierter Bedürfnisse (Gasiot, 1981; Hondrich, 1975; Hondrich & Vollmer, 1983; Lederer, 1980; Doyal & Gough, 1991). Die Hypothese der Existenz einer „Bedürfnispyramide“ besagt, dass das gleichzeitig unter verschiedenen Bedürfnisspannungen leidende System sich seinen Spannungen in einer bestimmten Reihenfolge zuwendet: Zuerst den physiologischen B, dann den Sicherheitsbedürfnissen, dann jenen der Zugehörigkeit und der Liebe, dann den Bedürfnissen nach Wertschätzung und erst dann jenen der Selbstverwirklichung und Transzendenz. Die Hypothese ist aber falsch: So gibt es auf jeden Fall Individuen, die andere Präferenzordnungen haben. (Beispiele sind etwa der Kletterer, der seine Sicherheitsbedürfnisse aufs Spiel setzt, um Anerkennungs- oder Abwechslungs- oder Leistungsbedürfnisse (Selbstaktualisierung) zu erfüllen oder der politische Revolutionär, der seine Sicherheitsbedürfnisse seinem Bedürfnis nach struktureller Autonomie oder Macht unterordnet etc.). Die Veränderbarkeit der Präferenzordnung verschiedener Bedürfnisse bei einer Person ermöglicht die sozialwissenschaftlich wichtige Fragestellung nach den individuellen (Persönlichkeitsstruktur, biographische Phase) und sozialen Bedingungen (institutionalisierte Normalbiografie, aktuelle strukturelle Lage, akute Ereignisse), unter denen sich solche Veränderungen in der Präferenzordnung ergeben und wie stabil sie sind.¹

haben, können Sie es nicht wagen, sich als vorbereitet auf das nächste Jahrhundert zu betrachten. Wenn Sie nicht die Zeit, die Entschlossenheit oder die Kraft für diesen Riesen eines Buches aufbringen können, dann empfehle ich meine «Psychology of Science: A Reconnaissance», die den Vorzug hat, kurz und lesbar zu sein und dabei die gleichen Feststellungen zu treffen. Dieses Kapitel, diese beiden Bücher und die andern, in deren Bibliographien erwähnten, repräsentieren gut genug den neuen humanistischen *Zeitgeist*, wie er von der (neuen - W.O.) Wissenschaft reflektiert wird» (Maslow, 1977, zitiert nach der Ausgabe im Rowohlt Verlag, Reinbek von 1994: 37).

¹ Um zwei Missverständnisse zu vermeiden, sei auf zweierlei hingewiesen: Erstens betrifft die Hypothese der TMB, wonach die verschiedenen Bedürfnisse unterschiedlich elastisch sind (vgl. Kap. II.2), nicht die Reihenfolge der subjektiven Beachtung, sondern die Zeit, die bis zum Eintreten von den Organismus funktional schwer beeinträchtigenden oder schädigenden Folgen verstreicht. Diese Folgen können - zumindest zeitweilig - um der Befriedigung eines aktuell relevanten Bedürfnisses willen vom Subjekt ignoriert werden. Zweitens besteht eine Beziehung zwischen den Bedürfnissen der hier umrissenen Theorie menschlicher Bedürfnisse zu einer anderen, nämlich der ontologischen „Pyramide“, indem die verschiedenen Bedürfnisse dem Bereich nach, in dem der Organismus nach einer Regelung sucht, ontologischen Ebenen zugewiesen werden können, nämlich physikalischen, biologischen, der psychischen und sozialen Systemebenen. Diese Zuordnung steht aber in keinem Zu-

Zweitens scheint es, was die gesellschaftliche Institutionalisierung von Formen der Bedürfnisbefriedigung wie Familie, religiöse Gemeinden, ökonomisch arbeitsteilige Gruppen und Organisationen, Militär, Polizei, Bildungs-, Gesundheits- und Sozialwesen, Massenmedien) betrifft, auch keine allgemeine historische Tendenz der behaupteten Art zu geben.

Schwerer noch als diese Kritik wiegt der Umstand, dass für Maslow die menschliche Gesellschaft als verhaltensrelevante Umwelt nicht existiert. Seine «holistisch-dynamische» Sicht betont zwar die „Ganzheitlichkeit“ menschlicher Individuen, übersieht aber, dass diese, um das werden zu können, was ihm so wichtig ist, in sozialen Systemen (Familie/Gruppe; Gemeinde; Organisationen, Gesellschaft) eingebettet sein müssen.

Schliesslich - und abgesehen davon, dass Maslow kaum einen Versuch machte, seinen Bedürfnisbegriff seriös zu definieren - verzichtete er auch wegen seinem mentalistisch-spirituellen Weltbild darauf, die Grundlage auch der psychischen und sozialen, d.h. der „höheren“ Bedürfnisse in der Struktur des Organismus wenigstens zu vermuten. Aus diesem Grund ist es ihm auch nicht gelungen, Bedürfnisse und Wünsche zu trennen und hat er zumindest einen Teil der von ihm postulierten Bedürfnisse im Bereich des ontologischen Nirgendwo des immateriellen Geistes angesiedelt. Damit ist die maslowsche Konzeption menschlicher Bedürfnisse von Kritikern leicht als subjektivistisch zu „entlarven“ und - zusammen mit dem Fehlen einer gesellschaftlichen Verankerung der Bedürfnisbefriedigung - als Ausdruck bürgerlicher kapitalistischer Ideologie zu denunzieren gewesen.

Seit Maslow ist, nicht zuletzt auch bedingt durch die erfolgreiche Verbreitung der humanistischen Psychologie und Weltanschauung, der Begriff des Bedürfnisses zu einem wichtigen Element der dominanten Kultur hoch entwickelter Gesellschaften geworden und „Selbstverwirklichung“ zu einem sozial akzeptierten, wenn auch in Zeiten ökonomischer Krisen weniger explizit betonten Lebensziel¹. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an die anhaltende Diskussion und die vielfältigen Arbeiten über „Wertewandel“ innerhalb der hoch entwickelten Gesellschaften im Sinne einer auf Kosten materieller Werte zunehmenden Be-

sammenhang mit dem Postulat einer „Hierarchie unter den verschiedenen Bedürfnissen, was die Notwendigkeit ihrer Befriedigung betrifft.

¹ Für eine scharfe Kritik dieser Entwicklung vgl. Gronemeyer, 1988. Marianne Gronemeyer bezieht sich dabei allerdings auf den Begriff des Bedürfnisses im Sinne eines bewussten Verlangens oder Zieles; sie deutet diese Entwicklung nicht als eine Entwicklung der Befreiung von Subjekten, sondern ihrer Versklavung durch die Dimensionen der (konsumistischen) Kultur von Gesellschaften mit einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die unablässig Bedarf suggeriert, wo überwiegend keiner wäre, wenn die Subjekte sich auf die Dinge des Lebens selber einlassen würden.

tonung von postmateriellen Werten (vgl. dazu insbesondere die zahlreichen Arbeiten von R. Inglehart [, 1971 #327; Inglehart, 1989 #329] , der sich explizit auf Maslow stützt)¹. Ihr Einfluss erstreckte sich bis in die Managementlehren Managertrainings und in die Unternehmenspolitiken hinein [Rosenstiel, 1993 #310], wo sie heute noch verbreitet sind.

3. Die Bemühungen um die Entwicklung eines Bedürfnisbegriffes und um eine Identifikation und Klassifikation menschlicher Bedürfnisse sind - wie angedeutet - wesentlich älter als die Humanistische Psychologie. Die Ergebnisse dieser Bemühungen sind dabei nicht nur teilweise entlegen sondern mitunter als solche deshalb nicht leicht erkennbar, weil sie unter verschiedenen Terminologien entwickelt wurden. Vier identifizierbare Entwicklungspfade der TMB seien hier kurz erwähnt:

a) Eine gut erkennbare Entwicklungslinie, jene der *Psychologie*, geht zurück auf William McDougalls Instinkttheorie von 1908 [McDougall, 1908 #335] und mündet in den breiten Strom der psychologischen Bedürfnis- und Motivationstheorien (vgl. den Titel von Maslows berühmtem Buch, 1977). Der Ausdruck «Bedürfnis» (need) scheint in der Psychologie erstmals 1928 von Kurt Lewin [Lewin, 1965 [1926] #1072] in dessen Arbeit «Über die Ursache seelischen Geschehens» benutzt worden zu sein², und taucht dann an prominenter Stelle 1938 in den «Explorations in Personality» bei Henry A. Murray auf [Klineberg, 1980 #348]. Davon ausgehend entwickelte sich in der Psychologie nach und nach ein eigenständiges Gebiet, die Motivationspsychologie ([Thomae, 1965 #1070]).

b) Wegen der eigenständigen Terminologie möglicherweise bereits weniger gut als Beitrag zur TMB erkennbar ist die sozialphilosophische und normativ orientierte Linie der *Entfremdungstheorie*, die auf die Frühschriften von Karl Marx (und weiter) zurückgeht (vgl. auch [Marx, 1866 #1125] und die eine reiche Tradition umfasst [Mandel, 1973 #297; Israel, 1977 #338; Heller, 1975 #325; Fleischer, 1969 #320]). (In ihr wurzelt auch die Kritik von Gronemeyer [, 1988 #323] am populärkulturellen und mentalistischen Bedürfnisbegriff.) Sie ist Teil der disziplinären Thematik der (philo-

¹ Ingleharts Dimensionierung des Wertwandels stiess innerhalb der Wissenschaft auf theoretische wie methodische Kritik und provozierte alternative Konzeptualisierungen. Im deutschsprachigen Bereich besonders bekannt wurden die Arbeiten von H. Klages, 1979 #333] der den Wertwandel aufgrund seiner Untersuchungen als eine Verlagerung von Pflicht- und Akzeptanz-Werten zu Selbstentfaltungswerten deutete. Für einen Vergleich der Arbeiten von Inglehart und Klages vgl. [Kadishi-Fässler, 1993 #330]. Weder Inglehart noch Klages haben allerdings über ihre empirisch orientierten Arbeiten hinaus einen Beitrag zur Verbesserung des Bedürfnisbegriffes geliefert.

² Unter einem Bedürfnis versteht Kurt Lewin dort eine „Kraft im psychischen Feld“, die Grösse und Richtung hat (zit. nach Krauch, 1981: 272).

sophischen) Anthropologie, deren moderner bedürfnistheoretischer Ast zu Arnold Gehlen führt ([Gehlen, 1956 [1940] #1076; Gehlen, 1956 #1069; Gehlen, 1957 #1088], in dessen Anthropologie der Bedürfnisbegriff eine bedeutende Rolle spielt (vgl. dazu Krauch, 1981).

c) Einer der ersten Bedürfnistheoretiker war ohne Zweifel der schottische Moralphilosoph und Ökonom Adam Smith [Smith, 1977 (1753) #804]. Er entwickelte in seiner "Theorie der ethischen Gefühle" eine breit angelegte und objektive Konzeption menschlicher Gefühle und Antriebe. Nachdem in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Begriff der Rationalität durch die Vertreter der Grenznutzenschule auf den instrumentellen Begriff der ökonomischen Nützlichkeit verengt wurde, setzte sich in der Ökonomie die noch heute die beiden die neoklassische Ökonomie dominierenden Postulate der Theorie der rationalen Wahl durch, wonach sich erstens alle Agenten (Akteure) rational in dem Sinne verhalten, dass sie ihren (erwarteten) Nutzen maximieren und zweitens, dass es dieses Charakteristikum der psychischen Prozesse der Kognition, der Affekte und der bewussten Bewertung, der Wahl, des Wollens und des Handelns ist, das wir kennen müssen, um allem sozialem Verhalten, unabhängig von Raum und Zeit, Rechnung zu tragen. Damit schwand zwar die Vorstellung von menschlichen Bedürfnissen weitgehend aus dem theoretischen Horizont von Ökonomen. Immerhin scheinen sich in den Jahrzehnten um die letzte Jahrhundertwende eine Reihe von Ökonomen mit der Theorie menschlicher Bedürfnisse beschäftigt zu haben [Kraus, 1894 #1085; Schulze, 1896 #1086; Cuhel, 1907 #1087; Brentano, 1924 #1073]). Die Idee menschlicher Bedürfnisse tritt neuerdings aber auch in der soziologischen Variante des RC von Gary S. Becker auf [Becker, 1982 #923]:4). Dabei bleibt Gary Becker allerdings weitgehend bei den Rationalitätsannahmen des neoklassischen Modells [Becker, 1982 #1130]: ebenda. Nach Becker haben die Menschen „einige wenige, ganz allgemeine Bedürfnisse, von deren Erfüllung sie sozial und physisch abhängig sind und über die sich nicht streiten lässt (Esser, 1994).

d) Eine noch weniger sichtbare Linie der TMB führt zurück zu den Pionier/innen Sozialer Arbeit (Jane Addams, Marie Salomon und andere, vgl. dazu [Staub-Bernasconi, 1994 #360], insbesondere aber zu Ilse Arlt, 1953). Dieser Strang der Bedürfnistheorie ist vermutlich unter anderem auch deshalb nahezu unbekannt geblieben, weil er insbesondere die im Hinblick auf menschliche Bedürfnisse prekäre Lebenssituation von Armen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zum Thema hatte und nicht die psychologische Problematik von wirtschaftlich konsolidierten, angesehenen und breiten Mittelklassen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die der Diskussion um ihre *vergleichsweise* harmlosen Probleme einen enormen Platz auch in den Medien zu verschaffen wussten. Der wichtigere Grund dürfte allerdings darin liegen, dass in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Sozialarbeit zumindest im deutschsprachigen Bereich sich stark an der amerikanischen Entwicklung zu orientieren begann und gleichzeitig die eigene theoretische Tradition der Sozialarbeitstheorie zunehmend ignorierte. Die Tendenz der Abwertung der

älteren Errungenschaften wurde zusätzlich verstärkt durch den Umstand, dass sich die damalige Sozialarbeit nach aussen auf andere Disziplinen zu orientieren begann. Die Theorie menschlicher Bedürfnisse fand zwar ihren Weg in diese Ausbildungen, doch erreichte sie die angehenden Sozialarbeiter/innen in der elitären, auf die Lebenslage und die Kultur der Mittel- und der Oberschicht bezogenen und von individualistisch oder gar subjektivistisch orientierten Psycholog/innen vermittelten Version von A. Maslowe) Jedes Verhalten, das nicht erzwungen ist, ist per definitionem das Ergebnis eines inneren Antriebs, einer Motivation. Aus diesem Grund erstaunt es nicht, dass in der soziologischen Forschung über die expliziten Bedürfnistheorien hinaus Begriffe und Hypothesen über Motivation verbreitet sind, wenn auch häufig verpackt in eine andere Terminologie oder implizit in einer anderen Begrifflichkeit (Boudon & Bourricaud, 1992; Lederer, 1980; Moore, 1982). In diesem Zusammenhang gehört z.B. die recht umfangreiche *empirische* Forschung zum Thema Entfremdung [Seeman, 1975 #1131; Geyer, 1975 #1133; Manderscheid, 1975 #1132]. Sie ist ein Versuch, die marxistische Entfremdungsthematik aus dem Bereich sozialphilosophischer Spekulation heraus- und einer wissenschaftlichen Erforschung zuzuführen. Eine spezielle Form, die die empirische Entfremdungsforschung angenommen hat, ist die systematische Untersuchung der (langfristigen) psychischen Effekte von Berufsrollen, die ursprünglich und in breiter Form von Melvin L. Kohn (1985) entwickelt worden ist. Die Ergebnisse dieser Richtung bilden heute u.a. auch einen wichtigen Kern der Arbeitspsychologie

Zweitens benutzen Soziolog/innen häufig Begriffe, die sich auf Motivation beziehen oder gar in den Kontext einer Bedürfnistheorie gehören. So haben sich Soziologen schon früh mit strukturellen Determinanten menschlicher Gefühle beschäftigt [Durkheim, 1983 [1897] #1135; Simmel, 1983 [1895] #1134], vgl. [Neckel, 1991 #305], und hat sich bis heute eine soziologische Theorie der Gefühle erhalten [Kemper, 1981 #376; Hochschild, 1990 #373; Neckel, 1991 #305; Neckel, 1991 #307; Heller, 1980 #379], wobei diese Entwicklung auch ihre Parallele in der Ethnologie fand [Mead, 1937 #372]. Unter der Bezeichnung «Soziologie der Emotion» erlebt diese Thematik vor allem in den USA gegenwärtig eine eigentliche Konjunktur. Ein anderes Beispiel betrifft den Begriff der institutionalisierten Werte, der in der makrosoziologischen Theorie funktionalistischer (Parsons) und nichtfunktionalistischer Provenienz [Heintz, 1969 #37; Heintz, 1969 #311; Heintz, 1980 #316; Heintz, 1982 #353] eine zentrale Rolle gespielt hat und noch spielt. Zu sagen, Individuen hätten Werte, heisst, ihnen bestimmte Motivatoren zuzusprechen.

Drittens ist da die auf Maslow zurückgehende soziologische Motivationstheorie von David McClelland [McClelland, 1953 #1141; McClelland, 1978 #1140; McClelland, 1967 #1139], die sich ausführlich mit der soziologischen Relevanz spezifischer Motive beschäftigt hat, insbesondere mit „need for power“ und „need for achievement“. Ein weiterer mit der Bedürfnistheorie angesprochener soziologischer Begriff ist der verbreitete, wenn auch deswegen nicht wohldefinierte Begriff der Kultur, diese Sammelbezeichnung für Normen, Werte und Wissen aller Art. Schliesslich ist die

soziologische Forschung und Theoriebildung auch über solche expliziten motivations- oder bedürfnistheoretischen Fragmente hinaus voll von Untersuchungen über einzelne menschliche Bedürfnisse bzw. die Bedingungen ihrer Erfüllung und Folgen ihrer Frustration wie z.B. Macht [Popitz, 1986 #369], Gewalt (Goode, 1972), Soziale Anerkennung (Status) [Lensky 1966 #365; Heintz 1969 #311; , 1977 #42], Interaktion [Goffman 1971 #1143], Abwechslung und Autonomie [Kohn 1974 #1152], Ästhetik [Bourdieu 1982 #1145], Austauschgerechtigkeit [Heintz 1969 #311; Heintz 1977 #42], handlungsrelevante Selbst- und Umweltbilder [Streit 1994 #111], Mitgliedschaft [Banfield 1967 #812; Gans, 1962 #456]¹.

f) Drei nur scheinbar entlegene und verwandte Forschungsbereiche, die unmittelbar für die TMB von Bedeutung sind, sind die Ethologie (Immelmann, Scherer, Vogel, & Schmooch 1988; Scherer, Stahnke, & Paul 1987), die Evolutionäre Psychologie (Klix 1992)² und die Psychobiologie [Bunge 1984 #349; Changeux 1984 #343; Pöppel 1985 #345; Bunge, 1990 #342; Damasio 1995 #643]; vgl. auch die populären Arbeiten des Neuropathologen Oliver Sacks [Sacks 1990 #346; Sacks 1995 #720]³. Durch die systematische Erforschung der biologischen Grundlagen von Motivation (und anderen psychischen Prozessen) bei Tieren und den Vergleich mit Menschen wurde hier ein Wissen erschlossen, das leider bei Sozialwissenschaftler/innen nach wie vor wenig Beachtung findet⁴.

2. Die vier Grundfragen von Bedürfnistheorien und ein Überblick über einige

¹ Die respektiven Bedürfnisse sind (vgl. dazu die geordnete Liste mit Bedürfnissen in Kapitel II.2): Macht: (Kontrolle bzw. auf der Seite der Machtobjekte: Autonomie); Gewalt: Kontrolle vs. physische Integrität; Status: Anerkennung; Interaktion: Teilnahme/Mitgliedschaft; Autonomie: Autonomie; «Situationskonstruktion»: Orientierung (Bild); Ziele haben; Regeln/Normen) haben.

² Die Evolutionäre Psychologie untersucht die Evolution des Nervensystems und die mit ihr verbundenen Veränderung seiner Steuerungsleistungen ausgehend von sensu-motorischen Mechanismen zu Emotion und Kognition und Selbstbewusstsein als spezifischer Form von Kognition.

³ Die Psychobiologie fasst psychische Prozesse als konkrete Vorgänge im Gehirn auf und untersucht den Ort des Auftretens der verschiedenen Arten solcher Prozesse wie Empfinden, Aufmerksamkeit, Affekt, Gedächtnis, Lernen, Wahrnehmung, Denken, Wille und Selbstbewusstsein, sowie ihre Interaktion.

⁴ Es ist die vor allem bei Human-, Sozial- und Geisteswissenschaftler/innen verbreitete, vorwissenschaftliche «dualistische» Überzeugung, dass Geist und Materie zwei verschiedene, wenn auch interagierende Wesenheiten seien, die dies verhindert. Geist, so lautet die mit dieser Vorstellung häufig verbundene Annahme, ist eine spezifische Eigenschaft von Menschen, während Tiere ausschliesslich durch genetisch fixierte Verhaltensprogramme angetrieben werden und deshalb keine geistigen Prozesse aufweisen. Diese Sicht kann heute als widerlegt gelten. Eine zweite Quelle der Ablehnung biologischen Wissens gründet in der Befürchtung vor Theorieprogrammen, die darauf abzielen, soziale Prozesse auf biologische zu „reduzieren“. Auf diese Befürchtung kommt Kapitel VI nochmals zurück.

Konzeptionen menschlicher Bedürfnisse anhand ihrer Bedürfnisbegriffe und der postulierten Bedürfnisse

Bedürfnistheorien im engen Sinne sind Antworten auf vier Fragen: i) Was sind Bedürfnisse? ii) Welche Bedürfnisse gibt es? iii) Welche Klassen von Bedürfnissen können unterschieden werden? und iv) Welches sind die gesetzmässigen Beziehungen zwischen objektiven Eigenschaften der Umwelt von Individuen und deren Bedürfnisdynamik? Eine vollständig entwickelte Bedürfnistheorie umfasst m.a.W. vier Aspekte, nämlich

- i) einen Bedürfnisbegriff
- ii) eine Aufzählung oder Liste von (mindestens zwei) identifizierbaren Bedürfnissen, einschliesslich ihrer systematischen Beschreibung,
- iii) (eventuell) eine Klassifikation von Arten von Bedürfnissen, und
- iv) phylogenetische, psychologische, sozialpsychologische (interaktionsbezogene) und soziologische (sozialstrukturbezogene) Hypothesen über die Evolution von Bedürfnissen und die Dynamik der Bedürfnisbefriedigung und Präferenzentwicklung (TMB i.e.S).

Dabei sind die ersten zwei Aspekte notwendig, aber nicht hinreichend für eine vollständige Bedürfnistheorie, der dritte, die Klassifikation, setzt zwar die ersten zwei voraus, ist aber nicht zwingend, d.h. weder notwendig noch hinreichend, und der vierte ist, da er notwendig ist und die ersten zwei impliziert, hinreichend. Es versteht sich von selbst, dass die Qualität aller weiteren Schritte (mit Ausnahme des dritten) von der Qualität der vorangehenden abhängt.

Eine Theorie menschlicher Bedürfnisse mit diesen Charakteristika hätte die Form eines Aussagensystems über die Natur und Dynamik menschlicher Bedürfnisse innerhalb menschlicher Gesellschaften und würde sich damit auf nomologische Aussagen beschränken. An eine solche Theorie anknüpfen könnte sodann die Entwicklung von Methoden der Intervention bzw. Technologien, die den in der nomologischen Theorie formulierten Mechanismen Rechnung tragen würden. Sie müssten sich dabei auf Werte stützen, die den Wert guten Beschreibungs- und Erklärungswissens, an dem die Wissenschaften orientiert sind, übersteigen. Solche Werte könnten jene sein, die den Menschenrechten zugrunde liegen (und die Menschenrechte könnten als Kriterium für die Erfüllung elementarer Bedürfnisse dienen (Staub-Bernasconi, 1996) oder aber noch

weitergehende Konzeptionen bedürfnisgerechter Formen von Kultur und Sozialstruktur.

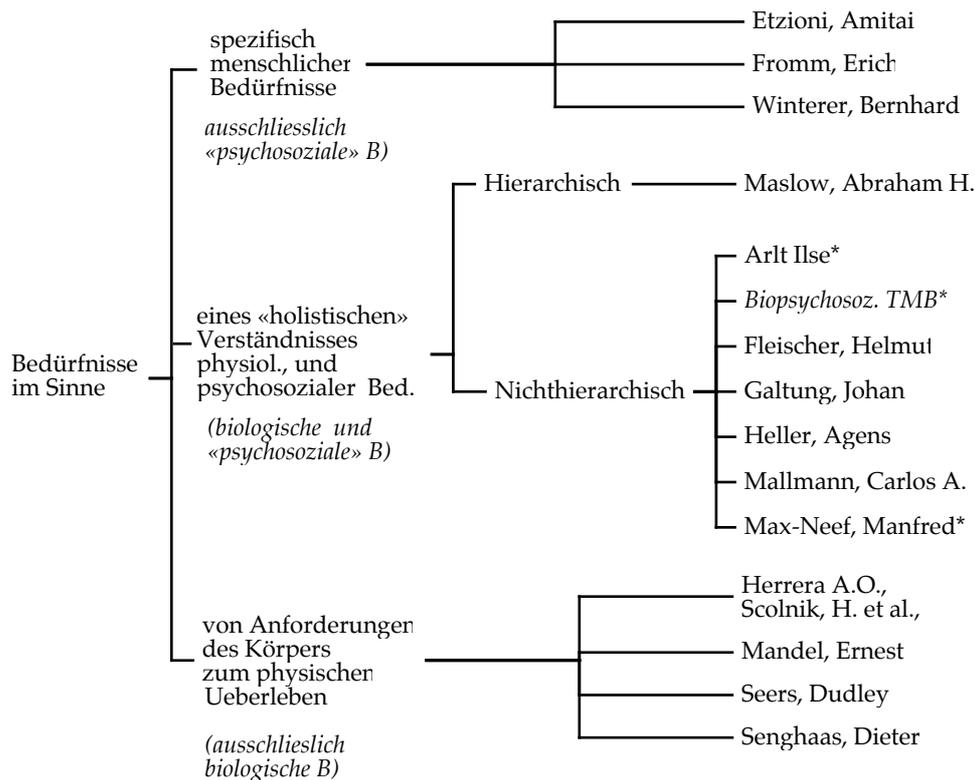
Die existierenden Ansätze zu einer TMB unterscheiden sich nun nicht nur darin, dass sie unterschiedliche Antworten auf die vier Fragen geben, sondern auch dadurch, dass in ihnen die verschiedenen theoretischen Komponenten unterschiedlich gut ausgearbeitet sind. Bemerkenswerterweise ist der Kern der meisten Bedürfnistheorien nicht etwa ein sorgfältig ausgearbeiteter Bedürfnisbegriff (i) sondern eine Liste von Bedürfnissen (ii). Und was die Bedürfnisbegriffe verschiedener Autor/innen betrifft, so unterscheiden sie sich zum Teil radikal, wie im nächsten Kapitel ausführlicher gezeigt wird. Auch gibt es Bedürfnistheorien, die zwar einen nomologischen Teil enthalten, ihr Hauptgewicht jedoch auf die Frage nach möglichen Interventionen legen. Die bedeutendste Arbeit in diesem Bereich ist gegenwärtig wohl Doyal & Goughs *A Theory of Human Need* (1991).

Einen ersten Überblick über die Variabilität von Bedürfnisbegriffen und unterschiedener Bedürfnissen vermitteln die nachstehende Abbildung und die anschließende Tabelle. Abb.1 gibt - in Anlehnung an und in Erweiterung von Gronemeyer (1988: 84f) - einen Überblick über eine Reihe von Bedürfnistheorien anhand der von den Autor/innen vorgeschlagenen Bedürfnisarten (nur biologische Bedürfnisse; nur «psychosoziale» Bedürfnisse oder eine Kombination von biologischen und «psychosozialen» Bedürfnissen).

Während in Abb. 1 die Bedürfnisbegriffe verschiedener Autoren anhand dreier extern definierter elementarer Bedürfnisklassen unterschieden sind, zeigt die anschließende Tabelle 1 die beträchtliche Variabilität der von den verschiedenen Autoren und Autorinnen unterschiedenen Bedürfnisse.

Abb.1: Übersicht über Bedürfnistheorien anhand der drei elementaren Klassen von Bedürfnissen¹

¹ Adaptiert von Gronemeyer, 1988:84f und erweitert die drei mit * bezeichneten Ansätze.



- Arlt, I. (1953). Wege zu einer Fürsorgewissenschaft. Wien: Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Oesterreichs.
- Etzioni, A. (1968). The Active Society. London, New York.
- Fleischer, H. (1969). Marxismus und Geschichte (2. ed.). Ff./M.
- Fromm, E. (1974). Anatomie der menschlichen Destruktivität. Stuttgart.
- Galtung, J. (1980). The Basic needs Approach. In K. Lederer (Ed.), Human needs. A Contribution to the Current Debate. Königstein/Taunus
- Gronemeyer, M. (1988). Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Heller, A. (1975). Theorie und Praxis: ihr Verhältnis zu den menschlichen Bedürfnissen. In G. Lukács & et al. (Hsg.), Individuum und Praxis Ff.M.
- Herrera, A., Scolnik, H. D., et al. (1977). Grenzen des Elends. Das Bariloche-Modell: So kann die Menschheit überleben. Ff./M.:
- Mallmann, C. A. (1980). Society, Needs and Rights: A Systemic Approach. In K. Lederer (Ed.), Human Needs. A Contribution to the Current Debate. Königstein/Taunus: 37-54.
- Mandel, E. (1973). Der Spätkapitalismus. Ff.M.: Suhrkamp.
- Maslow, A. H. (1977). Motivation und Persönlichkeit. Olten: Walter.
- Max-Neef, M. et.al. (1989). Human scale development. Wien: Dag Hammarskjöld Foundation.
- Seers, D. (1974). Was heisst Entwicklung? In D. Senghaas (Ed.), Peripherer Kapitalismus. Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung Ff.M.: Suhrkamp.
- Senghaas, D. (1977). Wie ist Unterentwicklung zu überwinden? In H.-E. Bahr & R. Gronemeyer (Eds.), Anders leben - überleben. Die Grenze des Wachstums als Chance der Befreiung. Ff.M.: Suhrkamp.
- Winterer, B. (1973). Traktat über Elend und Bedürfnis. Hamburg.

Tabelle 1: Uebersicht über Bedürfnisklassifikation ausgewählter AutorInnen

I. «HOLISTISCHE» (BZW. SYSTEMISCHE) KONZEPTIONEN

(1) Hierarchisch

(a) Maslow, Abraham, H.

1. Physiologische Bedürfnisse
2. Sicherheit
3. Liebe und Zugehörigkeit
4. Wertschätzung
5. Selbstverwirklichung
6. Transzendenz

(2) Nichthierarchisch

(a) Arlt Ilse*

1. Bedürfnis nach Ernährung
2. Bedürfnis nach Wohnung
3. Bedürfnis nach Kleidung
4. Bedürfnis nach Luft, Licht, Wärme, Wasser
5. Bedürfnis nach Körperpflege
6. Bedürfnis nach Erziehung
7. Bedürfnis nach Geistespflege
8. Bedürfnis nach Familienleben
9. Bedürfnis nach Rechtsschutz
10. Bedürfnis nach Erholung
11. Bedürfnis nach Unfallverhütung und erster Hilfe
12. Bedürfnis nach ärztlicher Hilfe und Krankenpflege
13. Bedürfnis nach Ausbildung zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit

(b) Biopsychosoz. TMB* (vgl. Text)

(c) Fleischer, Helmut

1. Vitale Bedürfnisse
 1. Arbeit zur Selbsterhaltung
 2. Gesundheit
 3. Abwehr von Lebensgefahr
 4. freie Bewegung und Betätigung
 5. Sexualität
2. Soziale Bedürfnisse
 1. Anerkennung
3. Bedürfnisse des freien Kräftespiels und der freien Selbstdarstellung
 1. künstlerisches Produzieren
 2. ästhetische Qualität der Umwelt
 3. zweckfreie Kontemplation
 4. spielerische Betätigung
 5. Neugier

(d) Gallung, Johan

1. Sicherheit
2. Identität
3. Wohlfahrt
4. Freiheit

(e) Heller, Agens

- Nahrungsbedürfnis
sexuelles Bedürfnis
1. nach sozialem Kontakt
 2. nach Zusammenarbeit
 3. nach Betätigung
 4. nach Erholung
 5. nach kultureller Betätigung
 6. nach Spielen
 7. nach Vermittlung
 8. nach Freundschaft, Liebe
 9. nach Selbstverwirklichung
 10. nach moralischer Aktivität

(f) Mallmann, Carlos A. (zu komplexe Darstellung)

(g) Max-Neef, Manfred*

1. Subsistenz (Gesundheit, Nahrung, Wohnung, Kleidung us.w)
2. Schutz (Versorgung, Solidarität, Arbeit etc.)
3. Zuneigung (Selbstachtung, Liebe, Sich-Sorgen-um, Solidarität)
4. Verstehen und Wissen (Studium, Lernen, Analyse, usw)
5. Partizipation (Teilnahme, Verantwortung, Teilen von Rechten und Pflichten usw)
6. Musse (Neugierde, Imagination, Spiele, Erholung, Spass usw.)
7. Kreativität (Intuition, Imagination, Arbeit, Neugierde usw)
8. Identität (Zugehörigkeitsgefühl, Unterschiedlichkeit, Selbstachtung usw)
9. Freiheit (Autonomie, Selbstachtung, Selbstbestimmung, Gleichheit)

II SPEZIFISCH MENSCHLICHE BEDÜRFNISSE

(1) Elzioni, Anitai

1. nach Zuwendung
2. nach Anerkennung
3. nach Kontext
4. nach wiederholter Gratifikation
5. nach Stabilität im Verteilungsmuster der Belohnungen
6. nach Vielfalt innerhalb der gesellschaftlichen Struktur

(2) Fromm, Erich

1. nach Orientierung und Devotion
2. nach Verwurzelung
3. nach Einheit
4. Bestreben, etwas zu bewirken
5. nach Erregung und Stimulation

(3) Winterer, Bernhard (in Anlehnung an W. Reich)

- (a) Arbeit (Arbeit)
- (b) Gemeinschaft (Liebe)
- (c) Erkenntnis (Wissen)

III) VON ANFORDERUNGEN DES KÖRPERS ZUM PHYSISCHEN UEBERLEBEN

(1) Herrera und Scolnik et al

1. Ernährung
2. Wohnung
3. Bildung
4. Gesundheit

(2) Mandel, Ernest

1. Nahrung
2. Kleidung
3. Wohnung
4. Schutz gegen wilde Tiere, das Wetter
5. Wunsch sich zu schmücken
6. Wunsch, die Muskeln zu trainieren
7. Erhaltung der Art
8. Hygiene
9. Gesundheit
10. Ausgestaltung der Freizeit

(3) Seers, Dudley

1. Genügend Nahrung
2. Kleidung, Schuhe
3. Wohnung
4. Arbeit

(4) Senghaas, Dieter

1. Arbeit
2. Nahrung
3. Wohnung
4. Gesundheit
5. Alphabestisierung

3 . Probleme bestehender Ansätze

Wie alle komplexeren Theorien können auch Bedürfnistheorien viele Probleme haben und jede der bisherigen hat natürlich eine ganze Reihe - einschliesslich der hier präsentierten. Eine detaillierte Analyse der existierenden Bedürfnistheorien übersteigt den Rahmen dieser Arbeit; die Überlegungen dieses Abschnittes wollen vielmehr die häufigsten Probleme von TMBs herausarbeiten. Bezugspunkte dieser Analyse sind die erwähnten Aspekte von Bedürfnistheorien.

i) Bedürfnisbegriffe

Das erste, grundlegendste und schwierigste Problem von TMBs betrifft die Definition des Bedürfnisbegriffes. Mit ihr steht und fällt die Qualität aller weiteren Schritte. Der gegenwärtig nach wie vor geringe Entwicklungsstand von TMBs spiegelt sich insbesondere in der Schwäche ihrer Bedürfnisbegriffe (i) sowie im häufigen Fehlen von soziologischen Hypothesen (iv). An Listen von Bedürfnissen (ii) oder an Klassifikationen (iii) mangelt es dagegen nicht (vgl. Tab. 1). Was die Bedürfnisbegriffe betrifft, so sind sie häufig vage und mitunter sogar implizit, und sofern sie explizit sind, definieren sie in aller Regel nicht Bedürfnisse, sondern bieten einen Ersatz für eine Definition an. D.h. sie beziehen sich nicht auf Bedürfnisse als konkrete Zustände oder Vorgänge - etwa im Sinne eines organismischen Mechanismus' der Handlungsregulation, sondern sie beziehen sich entweder auf Determinanten von Bedürfnissen¹ oder auf ihre Funktion (Wirkung)² bzw. auf die Folgen der Nichtbefriedigung³

Um diese äusserst unbefriedigende Situation und die enorme Variationsbreite und Diffusität existierender Bedürfnisbegriffe zu illustrieren, seien wahllos einige Beispiele aus einer repräsentativen Publikation herausgegriffen, die Arbeiten einer grösseren Zahl sozialwissenschaftlicher Autor/innen vereinigt (Lederer, 1980):

1. «Bedürfnisse sind ein theoretisches Konstrukt» (Lederer, 1980, Intro);
2. Bedürfnisse sind Eigenschaften von Gesellschaften; die authentischen dieser Eigenschaften sind objektiv; dabei gibt es keine notwendige Beziehung zwi-

¹ In der nachstehenden Liste Definition 2 - zweiter Teil.

² Definition 3 und Definitionen 4 bis 6

³ Besonders deutlich Definition 6, aber auch die Definitionen 4 und 5

schen "historischen" und "subjektiven" Charakteristika von Bedürfnissen [Rist, 1980 #403];

Und: «Bedürfnisse werden konstruiert durch die Sozialstruktur und haben keinen objektiven Gehalt» (ebenda);

3. «Bedürfnisse sind allgemeine Prinzipien der menschlichen Existenz» (Lederer, 1980: Intro, 8);
4. «Bedürfnisse können abstrakt verstanden werden als sich beziehend auf jene menschlichen Erfordernisse, die nach einer Antwort (Response) verlangen, der menschliches Überleben und Entwicklung innerhalb einer gegebenen Gesellschaft möglich macht» (Masini, 1980);
5. «Die Vorstellung eines Bedürfnisses ist qualifiziert als eine notwendige Bedingung, als etwas, das zumindest zu einem bestimmten Grad befriedigt werden muss, damit das Bedürfnissubjekt als menschliches Wesen funktionieren kann» (Galtung, 1980);
6. «Ein Bedürfnis ist ein objektives Erfordernis, um Zustände von Krankheit zu vermeiden» [Mallmann, 1980 #400; Roy, 1980 #401];
7. «Was Individuen für ihre Bedürfnisse halten sind ihre Bedürfnisse». Und: «Alle Bedürfnisse, die von Individuen für real gehalten werden müssen als real anerkannt werden. Diese schliessen Bedürfnisse mit ein, deren sie gewahr sind, die sie formulieren und die sie zu befriedigen suchen» (beide Zitate: Heller, 1980a) ;
8. «Bedürfnisse unterscheiden sich von Gesellschaft zu Gesellschaft. Dies macht eine a priori Bestimmung von Bedürfnissen unmöglich. Noch ist es möglich, von universell anwendbaren Bedürfnissen zu sprechen» [Roy, 1980 #401].

An dieser kurzen Liste von Bedürfnisbegriffen fällt als *erstes* auf, dass unter diesen Autoren und Autor/innen Übereinstimmung selbst hinsichtlich der elementarsten Fragen fehlt. Keine Übereinstimmung herrscht nämlich

- a) über den ontologischen Status *von Bedürfnissen*: Bedürfnisse haben eine *begriffliche* (Definitionen 1, 3 und 7) versus eine *konkrete* Existenz (Definitionen 2, 4, 5 und 6);
- b) über die *Objekte, die Bedürfnisse haben*: in Definition 2 haben *Gesellschaften* und - implizit - auch *Individuen* Bedürfnisse; in den anderen Fällen *Individuen*;
- c) über den *epistemischen Status von Bedürfnisbegriffen*: *subjektiv* sind Bedürfnisse nach den Definitionen 2 und 7; *objektiv* (faktisch) sind sie nach den Definitionen 4, 5 und 6;
- d) über die *Universalität von Bedürfnissen*: historisch bzw. lokal sind Bedürfnisse nach den Definitionen 2 (implizit), 7 und 8; universell (nicht lokal) sind sie nach den Definitionen 3, 4, 5 und 6.

Zweitens fällt auf, dass die drei Definitionen 4, 5 und 6, in denen Bedürfnisse *gleichzeitig* a) konkrete Eigenschaften von b) Individuen und dabei

c) objektiv und (deshalb) d) universell sind, *funktionale* Definitionen sind und nicht *strukturelle und mechanismische*¹. Es sind mit anderen Worten Definitionen, die nicht sagen, was Bedürfnisse *sind*, sondern welche Funktion (*Wirkung*) ihnen zukommt und welche Folgen ihre Nichtbefriedigung hat.

Über diese Beispiele hinaus kann in Bezug auf die verbreiteten Bedürfnisbegriffe zweierlei festgestellt werden:

Erstens zerfallen die existierenden Bedürfnistheorien in zwei grosse Gruppen, in eine, nach der Bedürfnisse „subjektiv“ und „historisch“ sind und in eine zweite, die sie als „objektiv“ und „universell“ postuliert (vgl. dazu Lederer, 1980). Dabei haben einige der Vertreter/innen objektiv-universeller Bedürfnisbegriffe gezeigt, dass ihr Begriff den subjektiven mit einzuschliessen vermag.

Die biopsychosoziale TMB, die in Teil II dargestellt wird, wird diesem Problem dadurch Rechnung tragen, dass sie zwischen Bedürfnissen einerseits und (subjektiven) Wünschen andererseits unterscheidet, wobei erstere als universell postuliert werden und letztere als lokal (historisch).

Zweitens kranken - wie erwähnt - auch die auf „objektive“ Bedürfnisse zielenden Bedürfnisbegriffe ausnahmslos daran, dass sie nicht konkretisieren, was Bedürfnisse sind und welche Prozesse an ihrer Aktivierung und Sättigung beteiligt sind: Statt den Begriff des Bedürfnisses zu *definieren*, offerieren sie entweder Hypothesen darüber, welche Funktion das Nichtdefinierte hat oder aber mit welchen Folgen bei seiner Frustrierung zu rechnen ist (Definitionen 2, 5 und 6)

Für diese Schwäche gibt es zwei Erklärungen. (1) Die Autor/innen denken in Bezug auf das Verhältnis von Körper und Geist dualistisch und haben dementsprechend mentalistische Konzeptionen des Psychischen (im Unterschied zu psychobiologischen, die nicht dualistisch sind). Damit bleibt notwendigerweise unklar, auf welche faktischen Referenten sich ihre Bedürfnisbegriffe beziehen, ja eine solche Vorstellung ist, da Psychisches per definitionem immateriell ist und damit keinen Ort haben kann (und im übrigen auch keinen Gesetzmässigkeiten unterliegt) grundsätzlich nicht möglich. (2) Die Autor/innen denken zwar im Prin-

¹ Mechanismische, von Mechanismus = gesetzmässiger Prozess; nicht: mechanistische.

zip nicht dualistisch, verfügen aber über kein systematisches Wissen über konkrete biopsychische Prozesse.

Die Folge beider Konstellationen ist: Es bleibt nur das Ausweichen auf Ursachen und Funktionen (Folgen) oder auf ihrerseits nicht definierte Begriffe wie z.B. „Existenz“ oder „Prinzip“ (Definition 3).

Die biopsychosoziale TMB wird diesem Problem dadurch Rechnung getragen, dass sie - in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der Psychobiologie - psychische Prozesse als konkrete Prozesse im Gehirn auffasst und Bedürfnisse wie Wünsche als spezielle Formen solcher Prozesse versteht, die miteinander wechselwirken können. In einer solchen Perspektive sind nicht nur die „objektiven“ Bedürfnisse konkret, sondern auch die subjektiven Wünsche¹: Für die wissenschaftliche Bedürfnistheorie sind Bedürfnisse, Wünsche oder auch Fiktionen² gleichermassen *konkrete Vorgänge innerhalb eines konkreten Organs*.

ii) Bedürfnisse und iii) Klassifikationen von Bedürfnissen

Von der Qualität des Bedürfnisbegriffes hängt die Qualität der Unterscheidung einzelner Bedürfnisse wie auch ihrer Gruppierung (iii) ab. Die Qualität der Unterscheidung ist hoch, wenn die Bedürfnisse fein abgestuft und trennscharf differenziert werden können; dies ist nur möglich auf der Grundlage von Einsichten in die konkrete „Natur“ von Bedürfnissen und in die Mechanismen ihres „Funktionierens“, d.h. auf der Grundlage eines präzisen Bedürfnisbegriffs (vgl. i). Ist solches Wissen überhaupt oder dem Autor nicht verfügbar, bestehen nur drei Möglichkeiten: *erstens* das Projekt aufzugeben, bis ein einigermaßen präziser Bedürfnisbegriff verfügbar ist; *zweitens* mit einem diffusen Bedürfnisbegriff zu arbeiten und Bedürfnisse anhand lokal verfügbarer Mittel ih-

¹ Der scheinbare Widerspruch zwischen «konkret» (faktisch) und «subjektiv» löst sich auf, wenn man erkennt, dass «subjektiv» und «objektiv» semantische Begriffe sind und sich auf den Status von Aussagen («Vorstellungen») beziehen, während «konkret» ein ontologischer Begriff ist, der die «physische» (nicht aber: physikalische) Natur eines Dinges oder Vorganges bezeichnet.

² Ein Wunsch ist *erstens* ein Gedanke, der sich auf eine vorgestellte Situation bezieht (sie zum Inhalt hat), deren faktisches Eintreten *zweitens* von der den Gedanken denkenden Person gewünscht wird, was konkret darin besteht, dass die den Wunsch hegende Person entweder beim Wunschgedanken «positive», «verlangende» Gefühle verspürt oder aber explizit im Anschluss an den ersten den weiteren (zweiten) Gedanken denkt, dass sie möchte, dass die vorgestellte Situation eintreten würde

rer Befriedigung zu unterscheiden (Beispiele: Das Bedürfnis nach «Bildung» oder nach «Wohnung»; vgl. Tab 1)), oder aber *drittens* eingedenk dieser Problematik nach möglichst verallgemeinernden Bezeichnungen für die Bedürfnisse zu suchen. Die bisherigen Versuche repräsentieren eine der beiden zuletzt genannten Fälle oder sind eine Mischung von beiden. Gelegentlich wird dieses Problem auch erkannt, ohne dass eine befriedigende Lösung gefunden wird (z.B. Galtung, 1980) .

iv) Hypothesen über die Dynamik von Bedürfnissen

Was schliesslich Hypothesen über die Dynamik von Bedürfnissen betrifft, so können natürlich auch sie nie besser sein als ihr schwächstes Glied: der Bedürfnisbegriff. Die wenigsten Bedürfnistheorien sind allerdings dynamische Theorien, sondern erschöpfen sich in der Klassifikation schlecht definierter Bedürfnisse. Eine Ausnahme davon, wenigstens im Ansatz, ist die Bedürfnistheorie Karl-Otto Hondrichs [Hondrich, 1983 #301].

Zusammenfassend gesagt vermittelt all dies ein ernüchterndes Bild des unterentwickelten Standes der TMB. Es ist so ernüchternd, dass es gar Anlass zu einem grundsätzlichen Pessimismus darüber geben könnte, ob es Bedürfnisse ausserhalb der Ideenwelt von ein paar eifrigen Forschern und Forscher/innen überhaupt gibt? Ein Blick auf die Bedürfnis-Listen in Tab.1 ergibt allerdings, dass sie zahlreiche Überschneidungen enthalten. Geht man davon aus, dass die Autor/innen nicht voneinander abgeschrieben haben, so können diese Überschneidungen auch als Hinweise darauf gewertet werden, dass es so etwas wie „objektive“ und universelle Bedürfnisse tatsächlich gibt und dass sie über das hinausgehen, was man als Triebe (Durst, Hunger, Schutz, Sexualität) bezeichnet. Die Suche nach ihnen sollte m.a.W. noch nicht aufgegeben werden. Immerhin sagt eine wohlbegründete Regel: Wo Rauch ist, ist auch Feuer.

II. Umriss einer biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse

Nichts ist dem Menschen unerträglicher als völlige Untätigkeit, als ohne Leidenschaften, ohne Geschäfte, ohne Zerstreuungen, ohne Aufgabe zu sein. Dann spürt er seine Nichtigkeit, seine Verlassenheit, sein Ungenügen, seine Abhängigkeit, seine Unmacht, sein Ungenügen, seine Leere. Alsogleich wird dem Grund seiner Seele die Langeweile entsteigen und die Düsternis, die Trauer, der Kummer, der Verdruss, die Verzweiflung

Blaise Pascal, Gedanken, Reclam, Stuttgart 1987.

1. Zum Bezugsrahmen der biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse. Eine Annäherung an den Bedürfnisbegriff in 9 Schritten.

Die Entwicklung jeder Theorie lebt von einigen allgemeinen Kern- oder Grundideen, die im Sinne von übergeordneten, metawissenschaftlichen und wissenschaftlichen Leithypothesen die Bemühungen um die Präzisierung der involvierten Begriffe, die Suche nach Gesetzmässigkeiten und Mechanismen und den sukzessiven logischen Aufbau der Theorie leiten. Die Autor/innen (oder Präsentatoren) entwickelter und bewährter Theorien verzichten allerdings bei der Darstellung solcher Theorien oft auf die Präsentation früherer Stadien ihrer Entwicklung und noch häufiger bleiben auch die allgemeinsten Leithypothesen implizit. Auf diese Weise bleibt der Prozess der Entstehung von Theorien nur für die jeweils unmittelbar Beteiligten einsichtig. Da die TMB alles andere als reif und bewährt ist, und weil ihre Entwicklung von der Teilnahme möglichst vieler Interessierter nur profitieren kann, ist diese Form der Darstellung deshalb nicht angemessen. In den nachfolgenden Abschnitten dieses Kapitels sollen aus diesem Grunde eine Reihe von Leithypothesen einer biopsychosozialen TMB explizit formuliert werden. Sie lassen sich folgendermassen systematisieren:

1. Eine erste Entscheidung betrifft die Frage, wonach man wo sucht. Geht man, wie z.B. G. Rist oder A. Heller in den vorangehenden Beispielen und mit ihnen viele Autoren, von der Annahme aus, dass Bedürfnis-

se relativ entweder zu den einzelnen Individuen oder aber zu den Gesellschaften (Kulturen) innerhalb denen sie leben, sind, dann wird man Bedürfnisse im Bereich des Subjektiven von Individuen oder in gesellschaftlich institutionalisierten Zielen und Normen, d.h. in der Kultur von Gesellschaften suchen. Dies ist der Ausgangspunkt aller individuellen, kulturellen und soziologischen Relativisten, d.h. von Subjektivisten sowie von kulturalistischen und soziologistischen Holisten. Auf sie wird im Kapitel über Einwände gegen die biopsychosoziale Theorie menschlicher Bedürfnisse zurückzukommen sein.

Forscher/innen und Theoretiker/innen, die eher von der Universalität von Bedürfnissen ausgehen, werden Bedürfnisse in Form von Invarianten im Rahmen von Vergleichen verschiedener Gesellschaften oder „Kulturen“ oder verschiedener Subkulturen innerhalb von Gesellschaften suchen oder aber in Form von Invarianten innerhalb von Individuen, die in verschiedenen gesellschaftlichen bzw. kulturellen Umwelten leben. Dies sind die Universalist/innen oder Antirelativist/innen unter den Bedürfnistheoretiker/innen. Die erste Gruppe sucht dabei nach „Dingen“ und Situationen, die unabhängig von der lokalen Kultur und Sozialstruktur für das Wohlergehen von Menschen erforderlich, d.h. „notwendig“ sind. Sie verzichten auf die Analyse von Individuen, weil sie fürchten, dass sie hier nur Subjektives und Idiosynkratisches finden. Man kann als Universalist aber auch davon ausgehen, dass sich das Universelle in den Individuen selber finden lässt und dass die Subjektivität des individuellen Erlebens dabei nur ein scheinbares Hindernis ist. Auf die Bedenken jener Universalisten, die, wie etwa Doyal & Gough (1991), nach objektiven Bedingungen suchen, und Bedürfnisse nicht als innere Drives, sondern als äusserliche „Satisfier“ definieren, werden sie antworten, dass die universelle Funktionalität von „Satisfiern“ nur durch die Existenz von universellen Drives verstanden bzw. erklärt werden kann. Da umgekehrt die Existenz von universellen Drives auch die Existenz von universellen „Satisfiern“ impliziert, sind der Drive- und der Satisfier-Ansatz der Suche nach einer universellen TMB deshalb weitgehend komplementär¹. Eine

¹ Deckungsgleich sind sie allerdings nicht, denn mit dem Satisfier-Ansatz können Bedarfe festgestellt werden, die die individuellen Organismen nicht zu registrieren und deshalb auch nicht zu regeln in der Lage sind (z.B. Schutz vor leichter aber chronischer atomarer Bestrahlung). Umkehrt macht der Satisfier-Ansatz keinen Unterschied zwischen einem Bedarf, den Individuen unter geeigneten Umständen selber zu regeln vermögen und solchen für die dies nicht gilt. Dieser Unterschied ist allerdings

psychologische Theorie von Drives ist - vorausgesetzt die beiden Theorien sind gleich erklärungskräftig - von einem wissenschaftstheoretischen Standpunkt aus einer Theorie von universellen biophysikalischen, gesellschaftlichen und kulturellen „Satisfiern“ vorzuziehen, weil sie „tiefer ist, d.h. mehr ontologische Niveaus mit einbezieht (Vollmer, 1993). Der hier umrissene Zugang zur Theorie menschlicher Bedürfnisse beruht auf der Leithypothese der Existenz universeller Bedürfnisse, versteht unter Bedürfnissen innere „Drives“ und sucht Bedürfnisse deshalb innerhalb von Individuen und „Satisfier“ in ihrer physikalischen, biologischen, sozialen und kulturellen Umwelt (vgl. dazu Obrecht, 1997).

2. Für Universalisten welcher Art auch immer beruht die Suche nach einer solchen Theorie auf der Vorstellung der Existenz von *Gesetzmässigkeiten im Aufbau und im Verhalten von Dingen im Allgemeinen und von menschlichen Individuen im Besonderen*, und das heisst in der Existenz von Gemeinsamkeiten zwischen Individuen jenseits aller - in jedem Falle beträchtlicher - Unterschiede in ihren Organismen und ihren biophysikalischen, sozialen und kulturellen Umgebung. Ohne diese Annahme keine allgemeine (universelle) TMB.

3. Entscheidet man sich, wie die vorliegende TMB, für die Suche nach Bedürfnissen im Sinne gesetzmässiger interner Prozesse von menschlichen Individuen, dann richtet sich die die Suche auf Gesetzmässigkeiten im Bereich der Motivation oder genauer: im Bereich jener Vorgänge, die motiviertes, d.h. zielgerichtetes Verhalten erzeugen und steuern. Die Leithypothese lautet hier also: Motivationale Prozesse sind gesetzmässig. Diese Voraussetzungen teilen die verbreiteten mentalistischen Theorien menschlicher Bedürfnisse mit der zu entwickelnden biopsychosozialen, auch wenn sie meist implizit bleiben und vor allem auf einer immateriellen Theorie des Psychischen nicht begründet werden können (vgl. z.B. die Beiträge in Lederer, 1980)¹.

für eine umfassende TMB, die über die Befriedigung von rein biologischen Bedürfnissen hinausgeht, entscheidend.

¹ Gesetzmässiges Verhalten von Dingen setzt voraus, dass die betreffenden Dinge in mehreren Zuständen sein können, eine Bedingung, die von allen materiellen Dingen erfüllt wird. Immaterielle Dinge haben jedoch per definitionem keine konkrete Existenz in Raum und Zeit und können deshalb auch nicht in verschiedenen Zuständen sein. Entsprechend fehlt ihnen die Möglichkeit, sich gesetzmässig verhalten (zu verändern). Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass Mentalisten Verhaltensgesetzmässigkeiten entdecken. Was sie jedoch per definitionem nicht können, ist diese

4. Die bpsTMB fügt nun diesen drei Vorstellungen eine vierte hinzu, durch die sie sich grundlegend von den klassischen (mentalistischen und kulturalistischen) Bedürfnistheorien unterscheidet und die deren zentrales Problem, die Klärung des Bedürfnisbegriffes, zu lösen verspricht. Diese vierte Vorstellung ergibt aus zwei Überlegungen auf der Grundlage der zweiten und dritten Vorstellung über die Existenz von Gesetzmässigkeiten (vgl. 2.) im Bereich psychischer Prozesse (vgl.3.): Die erste Überlegung lautet, dass Gesetzmässigkeiten Verhaltenseigenschaften konkreter Dinge (Systeme, Subsysteme) sind, d.h. nicht unabhängig von konkreten Dingen existieren (vgl. dazu Obrecht, 1997), und dass sich solche Gesetzmässigkeiten, falls es Bedürfnisse gibt, im Verhalten eines ganz bestimmten Organs innerhalb des Organismus und seinen Beziehungen zu anderen Organen manifestieren müssen, und die zweite lautet, dass - gemäss den Befunden der Psychobiologie - das gesuchte Organ das Gehirn bzw. das Zentralnervensystem ist, das damit der Ort dessen ist, was wir mit psychischen, geistigen oder seelischen Prozessen bezeichnen¹. *Bedürfnisse wären nach dieser psychobiologischen Identitätshypothese Vorgänge im Gehirn menschlicher Individuen, die durch bestimmte Dispositionen innerhalb des Gehirns ausgelöst werden.* Ist diese Hypothese richtig, so muss sich die gesetzmässige Natur von Bedürfnissen durch die gesetzmässige Struktur und Funktionsweise des Gehirns erklären lassen. In diesem Fall wären dann Bedürfnisse tatsächlich nicht irgendwelche körperlosen («immateriellen»), geistig-seelischen («psychischen») Wesenheiten irgendwo in- oder ausserhalb unseres Körpers, sondern konkrete Vorgänge im Gehirn, Vorgänge, die sich nachweisen, analysieren, klassifizieren und als in dieser oder jener Hinsicht *lebensnotwendige* Funktionen erklären lassen. Gelingt dieser Nachweis, so ist auch die alte Frage, ob Bedürfnisse etwas Körperliches, *oder* etwas Psychisches *oder*

durch das Verhalten der Subsysteme der betrachteten Systeme, durch Mechanismen also, zu erklären: für sie sind mentale Prozesse *nicht identisch mit* Gehirnprozessen.

¹ Wir haben im Alltagsdenken die Tendenz, solche Vorgänge zu «verdinglichen», d.h. als «Wesenheiten», und zwar «immaterielle», aufzufassen, eine Neigung, die sich in unserer Art über sie zu reden ausdrückt. So sprechen wir vom menschlichen Geist, «der» Psyche, «der» Seele, «dem» Gemüt, als wenn es Dinge wären, eine Gewohnheit, die durch das Vokabular der Alltagssprache, das keine Alternativen zu diesen Ausdrücken enthält, unterstützt wird. Bei allen diesen „Wesenheiten“ handelt es sich jedoch um Mengen (Klassen) von Prozessen. So kann man z.B. «Geist» psychobiologisch als die Menge der neuronalen Prozesse definieren, die während einer bestimmten Zeit innerhalb des plastischen Bereiches des Neokortex eines Lebewesens (seiner - grauen - Hirnrinde) auftreten [Bunge, 1984 #349].

etwas Soziales seien (vgl. z.B. Klineberg, 1980), hinfällig, da als falsch gestellt erkannt: Bedürfnisse sind nach dieser Hypothese spezielle (emotio-kognitive) Prozesse innerhalb jenes (teilweise) plastischen (lernfähigen) Organs unseres Organismus (Gehirn), das im Rahmen der Interaktion mit seiner Umwelt gleichzeitig auch lernt, diese Bedürfnisse zu befriedigen - wenn nötig auf immer wieder neue Weisen. Die Umwelt solcher Organismen besteht aus physikalischen (und chemischen) Systemen, Biosystemen ohne und mit Psychen sowie aus pflanzen-, tier- und humansozialen Systemen [Bunge, 1979 #387; Obrecht, 1994 #4; Obrecht, 1995 #708].

5. Die Vermutung, dass Bedürfnisse organismischer Natur sind, führt zu einer fünften Leitvorstellung der biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse: Gehirne sind jene Subsysteme komplexer Organismen, welche die Funktionsweise aller anderen organismischen Subsysteme steuern und koordinieren (vgl. die Definition des Begriffes der Selbststeuerung, unten). Das Nervensystem, dessen zentraler Teil sie sind¹, hat sich aus einem primitiveren Steuerungssystem, dem humoralen, heraus entwickelt und ist seither - als Subsystem der entsprechenden Organismen - in einem Zeitraum von mehr als drei Milliarden Jahren evoluiert (Obrecht, 1994; Zeier, 1980) .

6. Die Deutung von Bedürfnissen als Dispositionen und Vorgänge innerhalb des Gehirns (Pkt. 4) und des Gehirns bzw. des Nervensystems als evoluiertes Steuerungssystem des Organismus (Pkt. 5), legt nun die Hypothese nahe, dass *die verschiedenen Bedürfnisse spezifische Mechanismen der organismischen Regelung sind, die sich innerhalb dieser langen Entwicklungsgeschichte nach und nach entwickelt haben, und sich in ihrer Wirkung zu dem scheinbar unentwirrbar komplexen Gefüge von Regulationen überlagert haben, das sie heute bilden.*

Diese Hypothese ist nicht nur für das Verständnis der Natur von Bedürfnissen wichtig, sondern aus ihr lässt sich auch eine methodologische Strategie ableiten: Wenn man davon ausgehen kann, dass verschiedene Bedürfnisse zu verschiedenen Zeiten entstanden sind und wir das bei den höchstentwickelten Lebewesen so komplexe Gefüge von Steuerungsmechanismen verstehen wollen, müssen wir die Geschichte der Entstehung der einzelnen Bedürfnisse verfolgen. Dadurch lässt sich

¹ Zentralnervensysteme bestehen auf der obersten Organisationsstufe aus dem Rückenmark und dem Gehirn.

möglicherweise - vergleichbar der Unterscheidung anderer Gehirnfunktionen wie etwa Empfinden, Wahrnehmen und Denken [Klix, 1992 #127] - scheinbar nicht in einzelne Komponenten Zerlegbares doch als Ergebnis von Interaktionsprozessen identifizierbarer, zu unterschiedlichen Zeiten entstandenen Teilen des Gehirns verstehen (erklären).

7. Aus der sechsten Kernidee folgt eine siebte. Sie besagt, dass Bedürfnisse zwar ins Bewusstsein von Individuen dringen und dort Anlass zur Entwicklung bewusster Ziele und Pläne zu ihrer Erreichung sein können, dass die meisten Bedürfnisse jedoch unabhängig davon sind und zur Befriedigung drängen, ob das Subjekt sich ihrer bewusst ist, d.h. bewusst an sie denkt, oder nicht. Selbstbewusstsein, die Fähigkeit, zu wissen, dass und was man denkt und dass man selber der Urheber seiner Gedanken ist, ist nämlich als jüngstes der psychischen Vermögen *lange nach* den meisten Bedürfnissen entstanden. (Ein Teil der menschlichen Bedürfnisse ist allerdings das Ergebnis der Entwicklung genau dieser Fähigkeit zu Selbstbewusstsein, vgl. unten). Und erst recht gab es Bedürfnisse, ehe der Bedürfnisbegriff - der alltägliche wie der wissenschaftliche - innerhalb bestimmter Kulturen entwickelt wurde¹.

Auch hier ist die methodologische Konsequenz klar: da der alltägliche Bedürfnisbegriff bewusste Wünsche meint und deshalb bedeutungsgleich ist mit «Verlangen», «Wunsch», «Begehren», können Bedürfnisse nicht auf eine einfache Weise erfragt werden und schon gar nicht durch Fragen, die sich explizit nach Bedürfnissen erkundigen: Sie werden (gegenwärtig) von den meisten Menschen in unserer Gesellschaft entweder nicht oder dann als Fragen nach Wünschen verstanden.

Die bisherigen sieben Leithypothesen haben deutlich gemacht, dass es sich bei der bpsTMB nicht um eine simple Hypothese oder ein einfaches Hypothesensystem über einen abgrenzbaren Teilprozess innerhalb einer einfachen Art von Systemen handelt. Vielmehr betrifft sie einen zentra-

¹ Während der alltägliche oder subjektive Bedürfnisbegriff vermutlich sehr alt ist und heute ein Element in der Kultur aller modernen Gesellschaften sein dürfte, gilt dies für den objektiv-universellen Bedürfnisbegriff, wie er hier psychobiologisch weiterentwickelt wird, nicht: Was unsere eigene Gesellschaft betrifft, so dürfte er kaum mehr als 350 Jahre alt sein (vgl. Kap. I.1.) und kennen ihn noch lange nicht alle Individuen, und etwa der Kultur der japanischen Gesellschaft scheint dieser Bedürfnisbegriff sogar gänzlich fremd und bis heute nur der subjektive verfügbar zu sein (Lederer, 1980: 8).

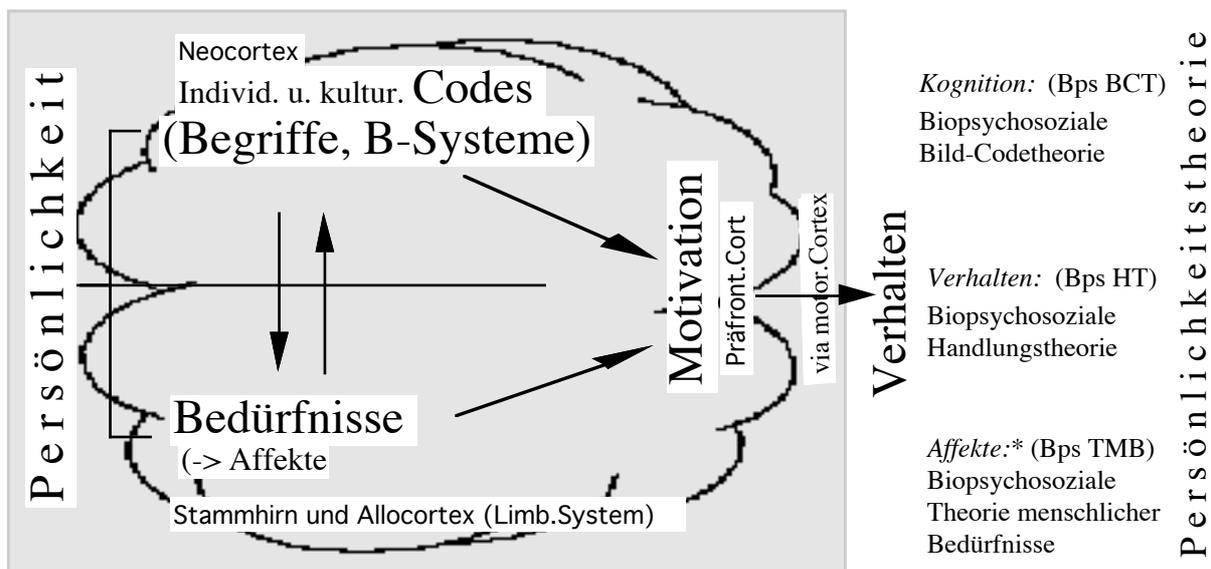
len Vorgang innerhalb der komplexesten bekannten Art von Biosystemen, der mit fast allen anderen Vorgängen innerhalb solcher Systeme in direkter oder indirekter Beziehung steht. Die präsentierten Leithypothesen müssen deshalb um zwei Vorstellungen ergänzt werden, die die Beziehung zu anderen Teiltheorien menschlicher Individuen und die durch die bpsTMB angesprochenen Disziplinen betreffen.

8. *Die biopsychosoziale Theorie menschlicher Bedürfnisse als Komponente einer Persönlichkeitstheorie.* Die sechste Vorstellung betrifft den relativ umfassenden (globalen) Charakter der psychobiologischen Theorie menschlicher Bedürfnisse. Viele psychologische Theorien beschäftigen sich mit spezifischen psychischen Funktionen und ihren Ergebnissen wie Wahrnehmen und Wahrnehmungen, Fühlen und Gefühlen, Denken und Wissen oder Planen sowie mit Plänen, oder auch mit spezifischen Vorgängen wie Glücksgefühlen und Wohlbefinden, mit Arbeits- und Lebenszufriedenheit, mit zwischenmenschlichen Beziehungen, mit einschneidenden Lebensereignissen etc. Im Unterschied zu solchen partiellen (aber deswegen nicht etwa «einfachen» oder überflüssigen) Hypothesen und Theorien bezieht sich die Theorie menschlicher Bedürfnisse auf das Verhalten des Organismus als ganzem, ein Erfordernis, auf das bereits A. H. Maslow mit Nachdruck hingewiesen hat¹. Trotzdem ist die TMB nicht vollkommen global: Es sind zwei weitere theoretische «Komponenten», die zur Theorie menschlicher Bedürfnisse im engen Sinne hinzukommen und sie ergänzen müssen, um sie zu einer globalen Theorie zu machen: erstens die Theorie der Umweltdeutung und des Wissens oder «Theorie kultureller Codes», wie sie genannt werden kann (vgl. z.B. [Obrecht, 1994 #4; Streit, 1994 #111] und zweitens die erklärende Handlungstheorie [Cranach, 1980 #351; Possehl, 1993 #352; Obrecht, 1995 #1153]. Diese drei quasiglobalen Theorien bilden zusammengenommen die Komponenten einer entstehenden wissenschaftlichen Persönlichkeitstheorie. Sie bedingen sich gegenseitig insofern, als jede von ihnen einen von drei Basisprozessen hervorhebt, während sie die anderen involviert, aber vergleichsweise undifferenziert lässt: Eine Handlungstheo-

¹ Auf diesen Umstand bezieht sich die von ihm gewählte und durch ihn berühmt gewordene Bezeichnung „ganzheitlich“ oder „holistisch“. Dabei blieb diese Ganzheitlichkeit für Maslow Programm, denn es fehlten zu seiner Zeit die metatheoretischen (systemtheoretischen) wie auch die organismustheoretischen Kenntnisse zu seiner wissenschaftlichen Konkretisierung.

rie involviert Kognition (Wissen) und Bedürfnisse (Motivation); eine Kognitionstheorie involviert - auch wenn heute noch die meisten Kognitionstheorien davon absehen - Bedürfnisse (Motivation) und Handlung (Verhalten), und eine Bedürfnistheorie schliesslich involviert Kognition (Wissen) und Handlung (Verhalten). Abb.2 veranschaulicht die Beziehungen der drei quasiglobalen Ansätze der Kognitionstheorie, Bedürfnistheorie und der Handlungstheorie.

Abb. 2: Theoretische Komponenten einer naturalistischen und systemischen Persönlichkeitstheorie



Bemerkungen: (1) «Affekte» meint hier nicht eine spezifische Form von Antrieben, sondern umgekehrt die Menge aller Arten von Antrieben wie a) Triebe, b) Emotionen, c) Gefühle und d) moralische Empfindungen. (2) Individuelle und kulturelle Codes und Bedürfnisse sind nicht, wie die gewählte Symbolisation des Gehirns nahelegt, auf der linken und rechten Hemisphäre lokalisiert, sondern Codes im Neocortex und Bedürfnisse im darunter gelegenen limbischen System und im Stammhirn (=Hirnstamm)

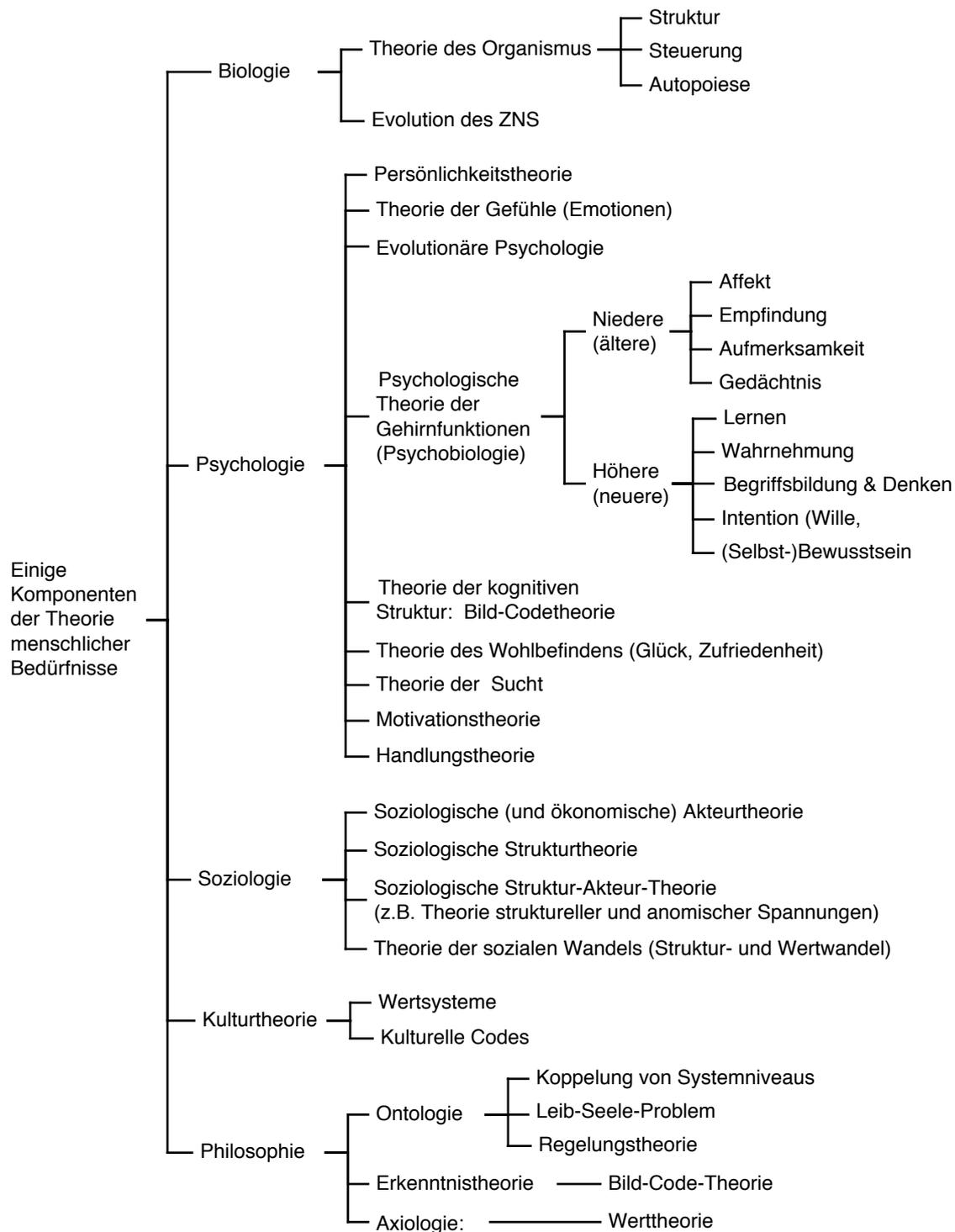
Legende:

- BCT: Biopsychosoziale Bild-Codetheorie oder Theorie kultureller Codes
- HT: Biopsychosoziale (allgemeine und erklärende) Handlungstheorie
- TMB: Biopsychosoziale Theorie menschlicher Bedürfnisse

9. Für die TMB relevante Wissens- und Forschungsbereiche. Die Frage nach dem, was das Verhalten komplexer Biosysteme determiniert bzw. in unserer Konzeption: motiviert, wird in einer beträchtlichen Zahl von Disziplinen und Forschungsrichtungen untersucht. Dabei unterscheiden sich deren Fragestellungen zum Teil erheblich und wird die Beziehung der einzelnen theoretischen Fragestellungen untereinander oft nicht in den Blick gerückt, ja bleibt unerkannt. Die nachstehende Abbildung präsentiert eine Reihe von Forschungsbereichen, die die Frage nach dem

Verhalten komplexer Biosysteme als ganze oder in Aspekten zum Gegenstand haben. Die Forschungsbereiche sind nach Disziplinen geordnet:

Abbildung 3: Einige Disziplinen und Forschungsbereiche mit einer engen Beziehung zur Fragestellung der Theorie menschlicher Bedürfnisse.



2. Die Natur menschlicher Bedürfnisse und ihre Manifestation in kompensationsgerichtetem Verhalten

a) Menschliche Individuen als Biosysteme

Menschliche Individuen sind eine spezielle Art (Klasse) von Biosystemen, nämlich solche, die selbstbewusstseins- und deshalb in vollem Umfang selbstwissensfähig sind.

Biosysteme wiederum sind halboffene¹ (d.h. selektive), autopoietische² und selbstgesteuerte³ Chemosysteme, die sich reproduzieren und die durch Mutation veränderbar und deshalb einer Selektion unterworfen sind (Evolution). Als halboffene Biosysteme leben menschliche Individuen dementsprechend wie alle Organismen durch einen wohldosierten Stoff- und Energieaustausch mit ihrer Umgebung (Metabolismus). Und zwar ist ihre interne Struktur (ihre „Bauweise“) so beschaffen, dass sie diesen fortwährenden Austausch dergestalt reguliert, dass die Struktur über die Zeit hinweg erhalten und die zahlreichen internen Prozesse aufeinander abgestimmt bleiben (Gesundheit) und sich so die Veränderung von Struktur und Prozessen innerhalb bestimmter Grenzen hält (normales Altern). Für Organismen gilt deshalb:

1. Erstens bevorzugen sie in ganz bestimmten Zuständen zu sein oder anders gesagt, sie haben entsprechende (Bio)Werte,
2. Zweitens sind sie laufend desorganisierenden und verschleissenden Vorgängen ausgesetzt, die sie von diesen bevorzugten Zuständen entfernen und damit ihr Überleben in Frage stellen,
3. Drittens sind sie so gebaut, dass sie die entstehenden Störungen oder Defizite - falls sie ein bestimmtes Mass nicht überschreiten - zu kompensieren vermögen.

Kurz, Organismen sind selbstregulierende Systeme. Dabei haben sich im Laufe der ca. 3.8 Milliarden Jahren seit der Entstehung der ersten noch zellkernlosen und einzelligen Biosysteme («Prokaryoten») mit den verschiedenen Arten auch verschiedene Regulationsformen (Regulations-

¹ Ein halboffenes System ist ein System, das eine Grenze hat, welches die Klasse der Wechselwirkungen zwischen den Komponenten des Systems und den Komponenten des sie umgebenden Milieus beschränken oder einschränken"

² Ein autopoietisches System ist ein System, das alle seine eigenen Komponenten selber herstellt.

³ Ein selbstgesteuertes System ist ein System, in dem es entweder ein Subsystem gibt, das den Rest steuert oder in dem ein Prozess abläuft (z.B. eine chemische Reaktion), der sich selbst steuert, wie es bei den Enzymreaktionen der Fall ist, deren Reaktionsprodukte die Reaktion selbst hemmen oder fördern [Bunge, 1983 #719]: 86).

systeme) entwickelt (Bioevolution). Die überwiegende Zahl der je entstandenen wie auch der heute lebenden Organismen hat kein Nervensystem [Gould, 1995 #1157]; bei ihnen erfolgt die Regelung auf der Grundlage biochemischer Prozesse; nur ein mengenmässig verschwindend kleiner, wenn auch wegen seiner evolutiven Dynamik bedeutsamer Teil von Organismen hat ein Organ entwickelt, das *als Organ* auf Regelung spezialisiert ist: Das Nervensystem. Aber auch Nervensysteme sind - über viele Stufen - evoluiert und weisen - je nach ihrer Struktur - unterschiedliche Formen der Regelung auf [Zeier, 1980 #433; Klix, 1992 #127].

b) Zur Evolution komplexer organismischer Steuerungssysteme (ZNS)

Vier Stufen in der Entwicklung von Nervensystemen seien hier herausgegriffen und kurz umrissen:

1) Einfachste Nervensysteme (z.B. Schwämme), sind nicht zentralisiert. Sie verbinden sensorische Zellen, die auf bestimmte äussere Ereignisse sensibel sind, mit zu spezifischen Reaktionsweisen fähigen motorischer Zellen (Muskeln) und erzeugen so ein stereotypes Verhalten in Abhängigkeit von der Präsenz bestimmter Stimuli¹ an ihren Sensoren (sensu-motorische Operationen).

2) Etwas komplexere Nervensysteme sind zentralisiert und sind durch folgende Charakteristika gekennzeichnet: Sie weisen *erstens* neben äusseren auch interne Sensoren auf, die *regelungsbedürftige organismusinterne Grössen (milieu intétieur)* registrieren; *zweitens* verfügen sie über einen spezifischen Bereich, in dem die an den Sensoren anfallenden Erregungsmuster analysiert werden («Erkennungsinstanz»); sie verfügen mit der so genannten «Bewertungsinstanz»; *drittens über* einen weiteren Bereich, der auf bestimmte Zustände der durch die Erkennungsinstanz angezeigten Zustände reagiert, d.h. sie «bewertet»; *viertens* schliesslich sind die Verhaltensmuster des Muskelapparates nicht mehr als Blöcke starrer Verhaltensabläufe organisiert, sondern «aufgelöst» in elementare Bewegungsformen; diese können in Abhängigkeit der durch die Erkennungs- und Bewertungsinstanz identifizierten Situation aktiviert und zu komplexen Abfolgen von elementaren Operationen kombiniert werden.

3) Bei den noch wesentlich komplexeren Formen von Nervensystemen der höheren Säuger sind beträchtliche Teile des Gehirns plastisch, d.h. in Abhängigkeit von Erfahrung modifizierbar, und die die Information analysierenden und synthetisierenden Bereiche (Erkennungsinstanz) sind stark vergrössert (Encephalisation); Lebewe-

¹ Stimuli (Reize) sind eine Untermenge von Ereignissen, die in der unmittelbaren Nachbarschaft von Sensoren stattfinden können, nämlich solche, auf die die Sensoren sensibel sind.

sen mit solchen Zentralnervensystemen sind deshalb *lernfähig* und zu enormen kognitiven (Steuerungs-)Leistungen fähig.

4) Nachdem elementare Formen von Selbstbewusstsein bereits bei Menschenaffen (Schimpansen, Bonobo, Orang-Utan, Gorillas) zu finden sind¹, erreicht es - nach weiteren ca. 7 Millionen Jahren Entwicklung (Hominiden) und nach einer Vergrößerung insbesondere des für planvolles (bewusstes) Handeln verantwortlichen präfrontalen Stirnlappens - vor etwa 100 000 Jahren bei der Gattung «Mensch» (*homo sapiens sapiens*) seine aktuelle Form (Leakey & Lewin, 1993; Coppens, 1994)².

c) Der Begriff des Bedürfnisses

Komplexe Nervensysteme sind also Organe, die auf die Existenz organismusinterner Defizite sowie auf bedrohliche Ereignisse in der Umwelt so mit gezielt gesteuertem Verhalten zu reagieren vermögen, dass - innerhalb von Grenzen - die Defizite kompensiert und äussere Gefahren vermieden werden. Im Sinne einer übergeordneten Tendenz neigen Organismen mit solchen Nervensystemen ferner dazu, räumliche Zonen aufzusuchen oder gar aktiv zu schaffen, in denen die defizitreduzierenden Ressourcen hinreichend und die Gefahr der Entstehung nicht kompensierbarer Defizite gering sind.

1. Bedürfnisse: Davon ausgehend kann nun unter einem Bedürfnis ein interner Zustand weit weg vom für den Organismus befriedigenden Zustand (Wohlbefinden) verstanden werden, der innerhalb des Nervensystems registriert wird und davon ausgehend den Organismus zu einer Kompensation des entstandenen Defizits ein nach aussen gerichtetes (*ouvertes*) Verhalten «motiviert». Die Gesetzesaussage, wonach alle Organismen mit zustandsregulierenden Nervensystemen Bedürfnisse im Sinne von „Antrieben“ haben, bezieht sich dabei auf den Umstand, dass solche Organismen

- a) hinsichtlich einer Reihe von Grössen - ihren Werten,
- b) in längeren oder kürzeren, regelmässigen oder unregelmässigen Abständen, oder auch nur durch bestimmte äussere Ereignisse bedingt (Anreize), in Ungleichgewichts- oder genauer: in Spannungszustände geraten (Bedürfnisse), die

¹ Diese Tiere sind unzweifelhaft in der Lage, sich selber im Spiegel zu erkennen, d.h. sie verfügen über ein Körperselbstbild als elementarste Form von Selbstbewusstsein. Zu diesem Kriterium von Selbstbewusstsein und dem Auftreten dieser Fähigkeit bei Kleinkindern vgl. Bischof-Köhler, 1988.

² Deshalb können menschliche Individuen als vollständig selbstwissensfähige Biosysteme bezeichnet werden (Obrecht, 1992). Zum ontogenetisch frühen Auftreten dieser Fähigkeit bei Kleinkindern vgl. [Bischof-Köhler, 1988 #118].

- c) den Impuls oder genauer: eine Motivation (auch Verhaltensneigung) zu einem kompensatorischen Verhalten mobilisieren (Bedürfnisbefriedigung),
- d) die im Moment der Befriedigung zu Lust und anschliessend zu einem anhaltenderen Wohlbefinden führt.

Wohlbefinden ist dabei, dies sei hier mit Blick auf eine Konfusion hervorgehoben, die fest in einem Teil der Kultur der westlichen Gesellschaften verankert ist, nicht identisch mit Lust, und Bedürfnisse zielen von ihrer Funktion her nicht auf Lust, sondern auf Wohlbefinden. Denn das Wohlbefinden ist der Zustand, der dem Organismus signalisiert, dass er das für sein Überleben Nötige hat, und dass er sich - für den Moment zumindest - nicht um der Suche nach Lebensnotwendigem Willen anzuwenden braucht¹. Umgekehrt ist der Kult um die Lust - in welcher Form auch immer-, meist zelebriert im Namen von Natur und Natürlichkeit, nur eine ebenso wenig natürliche Fehlorientierung wie jene, gegen die er sich richtet: die Lustfeindlichkeit. Dass aber auch die Lust selber einen Beitrag zum Wohlbefinden leistet und nicht nur die Funktion eines motivationalen Köders hat, zeigt sich daran, dass Situationen, in denen Individuen ihre Arbeit häufig oder gar überwiegend in die Vermeidung von Unlust durch Vermeidung von Bedrohungen investieren müssen, unausweichlich zu Erschöpfungszuständen führen. Die Literatur über Burnout illustriert diesen Zusammenhang mit Bezug auf biopsychische und biopsychosoziale Bedürfnisse (Enzmann & Kleiber, 1989).

Während bei nicht lernfähigen Organismen Verhalten - wegen der genetisch fixierten Koppelung sensorischer und motorischer Aktivitäten - stereotyp (immer gleich bleibend) ist, sind Organismen mit plastischen Nervensystemen lernfähig und damit in der Lage, ihr Verhalten in Abhängigkeit von Erfolgen und Misserfolgen bei der Kompensation von

¹ Dies hat bereits der scharfsinnige englische Philosoph Bertrand Russell klar gesehen, als er in seiner berühmten „Philosophie des Abendlandes“ (1975 [1959]) schrieb: „Aber, wenn damit gesagt werden soll, dass ich mir etwas der Lust wegen wünsche, die es mir vermitteln wird, so trifft das gewöhnlich nicht zu. Wenn ich hungrig bin, wünsche ich mir etwas zu essen, und solange mein Hunger anhält, wird mir die Nahrung ein Lustgefühl bereiten. Der Hunger aber ist ein Begehren (Bedürfnis, W.O.) und kommt zuerst; *die Lust ist eine Folge des Begehrens*. (Hervorhebung W.O.) Ich gebe zu, dass es Situationen gibt, in denen der Wunsch unmittelbar auf Vergnügen gerichtet ist. Hat man beschlossen einen freien Abend im Theater zu verbringen, so wird man das Theater wählen, das einem das grösste Vergnügen zu versprechen scheint. Aber die durch das unmittelbar Verlangen nach Lust bestimmten Handlungen sind Ausnahmen und ohne Bedeutung. Die wichtigsten Handlungen von Menschen sind von Wünschen (d.h. von Bedürfnissen, W.O.), bestimmt, die der Bilanz von Lust und Schmerz voraus gehen“. (Der Besuch eines Theaters zielt, je nach Person und Situation in einer spezifischen Mischung, auf die Befriedigung von biopsychischen (Abwechslung, ästhetische Formen) und biopsychosozialen (Beziehungen, aber auch Status) Bedürfnisse.

Bedürfnisspannungen zu modifizieren und langfristig zu optimieren; vollständig selbstwissensfähige menschliche Individuen sind darüber hinaus fähig, diesen Prozess der Optimierung durch die Untersuchung und Evaluation der Wirksamkeit ihrer Verhaltensweisen zu perfektionieren (Technik, später Technologie) und vor allem das durch die Erfahrung erreichte Wissen via sprachliche Kommunikation anderen Individuen zugänglich zu machen und auf diese Weise zu akkumulieren (Kultur)¹.

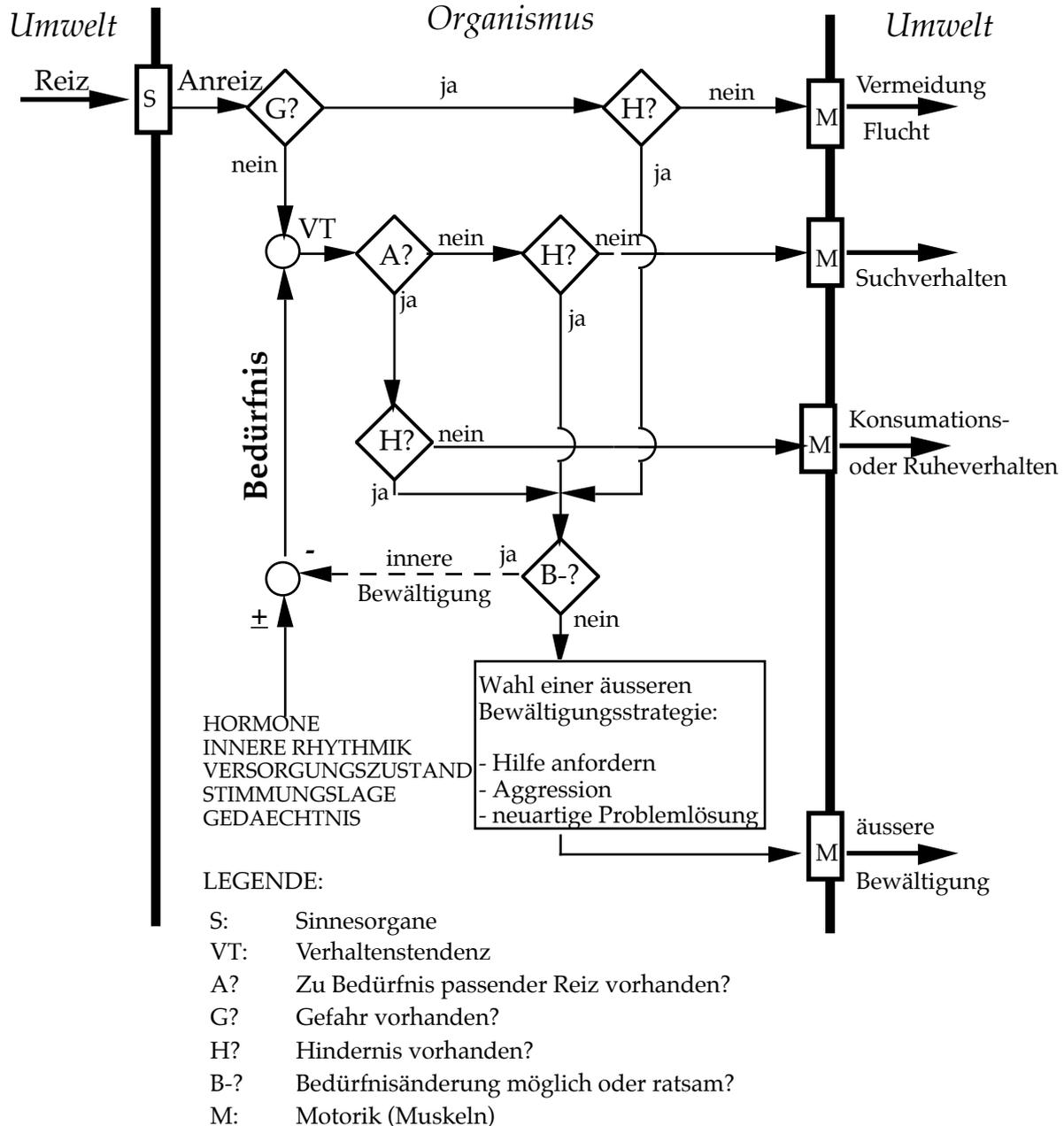
2. *Bedürfnisbefriedigung*: Bedürfnisse werden im Rahmen einzelner (Abfolgen von) Handlungen befriedigt, die von beträchtlicher Komplexität sein können. Ein Funktionsmodell der menschlichen Bedürfnisbefriedigung, das die in befriedigungsorientierte Handlung involvierten Entscheidungen und davon ausgehend verschiedene Verlaufsmöglichkeiten modelliert, hat der Zürcher Psychologe Norbert Bischof entwickelt. Im Unterschied zu Strukturmodellen blendet es die beteiligten zentralnervösen Prozesse aus² und verzichtet auch auf eine Modellierung der kognitiven Prozesse der Codierung der verfügbaren Information (Situationsdeutung), auf deren Grundlage die repräsentierten Entscheidungen erfolgen³. Das Modell kann grafisch dargestellt werden und erklärt sich weitgehend selber:

¹ Eine weitere Verbesserung der Wirksamkeit bedürfnisbefriedigenden Verhaltens wurde im Anschluss an die Entstehung der modernen Wissenschaften im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts möglich (Boas, 1988). Die wissenschaftliche Methode der Wissensgewinnung ermöglichte die Entwicklung von Wissen, das qualitativ weit über jene des auf die Oberfläche und Erscheinung der Dinge beschränkten Alltagsdenkens hinausging und Kenntnis der Struktur der Dinge und struktureller Mechanismen erbrachte. (Die TMB mit ihrem Wissen über Wissen und Motivationen jenseits des bewussten Alltagswissens, die sich auf die Kenntnis der Struktur und Funktionsweise des Nervensystems stützt, illustriert aufs Beste die Natur dieses Wissens.) Diese neue Wissensform wurde zum Ausgangspunkt der Entwicklung von physikalischen, chemischen, biologischen, psychologischen, sozialen wie auch kulturellen *Technologien*, d.h. von Verfahren, die nicht auf Versuch und Irrtum beruhen, sondern auf der Einsicht in die Struktur der Dinge. (Zu einer Konzeption der Sozialarbeit als soziale Technologie bzw. Handlungswissenschaft mit der TMB als einer der Erklärungstheoretischen Ressourcen vgl. Obrecht, 1994b und 1995).

² Die explizite Darstellung der im Rahmen von motivierten Handlungen involvierten neuronalen Prozesse übersteigt den Rahmen der vorliegenden Arbeit. Ein einfaches solches Modell, das sich auf die Interaktion von neuronalen Subsystemen und soziales Verhalten beschränkt, findet sich bei Laborit (1994).

³ Für ein (verbales) psychobiologisches Modell des Individuums als informationsverarbeitendes Biosystem vgl. Obrecht, 1996b, Teil II.2: 130-149. Das Modell enthält in seinem zweiten Teil auch eine Kurzfassung der TMB.

Abb. 4: Ein einfaches Modell der (bedürfnismotivierten) Verhaltenssteuerung (nach N. Bischof)



Das Modell zeigt Verhalten (Pfeile rechts) immer als motiviert, entweder durch innere Zustände oder Vorgänge oder durch äussere („Situatio-nen“), die vom System entweder als günstig oder aber als ungünstig (Gefahren) gedeutet werden, sowie im Hinblick darauf, ob sie für ein be-stimmtes Verhalten Hindernisse enthalten oder nicht. (Im Falle der Indif-

ferenz geschieht nichts). Die insgesamt fünf Reaktionsmöglichkeiten auf einen inneren oder äusseren Reiz (vier nach aussen gerichtete (alloplastische) und eine nach Innen gerichtete (autoplastische), wobei die „äussere Bewältigung“ drei Unterformen kennt), sind die logischen Möglichkeiten, die sich als Antwort auf die 5 möglichen Konstellationen ergeben: 1. Kein Anreiz, 2. und 3: Anreiz als Befriedigungschance mit und ohne Hindernis sowie 4. und 5. Anreiz als Gefahr oder Frustrierungschance mit oder ohne Hindernis.

Zusammenfassend sind Bedürfnisse eine spezifische Klasse von Regulationsprozessen innerhalb von Organismen mit einem zentralen Nervensystem, das neben externen Sensoren auch mit internen sowie mit einem Erkennungs- und Bewertungssystem für innere und äussere Reize ausgestattet ist. Und noch etwas spezifischer gesagt ist ein Bedürfnis ein intern durch einen Affekt (Bewertung) angezeigter faktischer oder drohender defizitärer Zustand einer bestimmten organismischen Grösse (Wert), der entweder overt (motorisches) Verhalten motiviert, das als Folge von Lernprozessen der Tendenz nach geeignet ist, das Defizit zu kompensieren, oder aber zu einer inneren Reaktion im Sinne einer Bedürfnisunterdrückung oder einem Bedürfnisaufschub reagiert. Das nach aussen gerichtete und von aussen sichtbare Verhalten muss dabei verstanden werden als eine auf Bedürfnisregulation gerichteter Intervention in die Umwelt, die eine Reihe klar unterscheidbarer Formen annehmen kann¹.

Bedürfnisse einerseits und umweltmässige Anlässe ihrer Priorisierung und Mittel ihrer Befriedigung andererseits sind zu unterscheiden: Bedürfnisse sind organismische Reaktionen auf unerfüllte organismische Soll-Werte und dürfen deshalb nicht verwechselt werden mit den Mitteln ihrer Befriedigung. (Auf den Unterschied zwischen Antriebs- und „Satisfier“-Ansätzen wurde im 1. Kap. bereits hingewiesen). So haben Menschen z.B. Bedürfnisse nach physischer und psychischer Integrität,

¹ Jedes solches Verhalten ist eine Intervention und darauf gerichtet, Aspekte der äusseren Welt zu verändern oder einer Veränderung zu bewahren, unabhängig davon, ob sich die betreffende Person dessen bewusst ist. Die einzige Option, die wir Menschen in diesem Zusammenhang haben ist die, unser Interventionen a) wirksam und b) effektiv (d.h. ressourcensparend) und c) mit möglichst wenigen und geringfügigen unerwünschten Nebenfolgen zu gestalten. Kurz, wir können nicht nicht intervenieren. (Für eine allgemeine Theorie der Intervention (Handlungstheorie) vgl. Obrecht, 1996a).

nach Mitgliedschaft und nach Liebe, aber nicht nach Frieden. Dieser ist eine Ressource im Sinne einer sozialen Bedingung für die Befriedigung einer ganzen Reihe von individuellen Bedürfnissen, und zwar nicht eines einzelnen Individuums, sondern einer ganzen Population. (Beispiele für Folgen der Nichtbefriedigung von Bedürfnissen finden sich in Abschnitt 2 von 2., Die Natur menschlicher Bedürfnisse).

Die Menge aller Klassen von Dingen, die ein bestimmtes Bedürfnis eines Individuums zu befriedigen vermögen, sind die einem Individuum verfügbaren funktionalen Äquivalente. Funktionale Äquivalente reduzieren, dabei die Abhängigkeit eines Individuums von seiner Umwelt, da sie die Knappheit reduzieren.

3. Funktion von Bedürfnissen: Die Funktion oder organismische Wirkung von Bedürfnissen besteht - wie die aller Regelung im Rahmen selbstregulierender Systeme - in der Regelung (=Kontrolle) der für das Überleben des Organismus zentralen organismischen Zustände und Prozesse. Bedürfnisspannungen sind - neben der aktuellen Stimulierung durch die Umwelt und durch begriffliche (Zukunfts-)Bilder) - eine der drei Quellen von Verhalten, und zwar nicht selten eine dominierende (die Bedürfnisspannung diktiert die Suche nach befriedigenden Dingen und/oder Situationen). Aber auch Anreize in Form bedürfnisstimulierender Gegebenheiten haben ihre verhaltensmotivierende Wirkung nur solange es noch einen Rest einer Bedürfnisspannung gibt. Ferner ist das an der Sicherung künftigen Bedarfs orientierte Verhalten ebenfalls motiviert durch Bedürfnisspannungen, nämlich durch antizipiert, dient es doch der Verhinderung von Bedürfnisfrustrationen. Kurz, ohne bedürfnisgesteuerte Motivation, kein absichtsvolles Verhalten¹. Insbesondere sind auch alle kognitiven Prozesse wie das (Zu-)hören oder das problemlösende Denken motiviert, d.h. durch Bedürfnisse (Affekte) angeregt (Damasio, 1995). Deshalb ist kein Bild eines Individuums oder einer sozialen Situation (und auch keine Studie von Kognition) vollständig, solange sie nicht den beteiligten Affekten Rechnung trägt (wie umgekehrt auch keine Untersuchung von Affekten vollständig ist, bis sie die sie begleitenden Kognitionen erfasst hat).

¹ Die Orientierung des Verhaltens an der Sicherstellung der zukünftigen Bedürfnisbefriedigung das einzige wirkliche Spezifikum menschlicher Individuen gegenüber den anderen höheren Primaten zu sein (Lethmate, 1994).

Zwar haben menschliche Bedürfnisse ihren Ort im individuellen Organismus, doch sind sie sowohl ihrer Herkunft nach wie zum überwiegenden Teil ihrer Wirkung nach (oder - wenn man das Überleben von Populationen im Auge hat - ihrer Funktion oder anders gesagt: ihrer faktischen Wirkung, deretwegen sie evoluiert sind nach) „sozial“ und „kollektiv“. D.h. sie haben nicht nur eine individuelle, sondern auch eine kollektive Funktion. So gibt es keine Organismen ohne entsprechende Biopopulation, und Bedürfnisse sind Mechanismen „im Dienste“ des Überlebens der einzelnen Exemplare und damit - über die Fortpflanzung - auch der Population. Sexualität ist dabei nur der offensichtlichste und trivialste Fall. Alle Bedürfnisse, die auf die Erzeugung von Kohärenz oder gar Kooperation gerichtet sind, mögen von den einzelnen als individuelle Bestrebungen empfunden werden, doch sind die ihnen zugrunde liegenden Emotionen (Gefühle, moralische Empfindungen) im Laufe der Bioevolution entstanden, weil ihre Träger die grösseren Überlebenschancen aufwiesen. Nicht die Bedürfnisse sind - in Form von bewussten Wünschen - subjektiv und individuell, sondern unsere Deutung von ihnen ist fälschlicherweise individualistisch.

4. *Bedürfnisse und Selbstbewusstsein*: Selbstbewusstsein ist bei all dem *nicht* vorausgesetzt, ist dieses doch das Ergebnis der jüngsten Evolution von Lebewesen mit bedürfnisregulierenden Nervensystemen. Vielmehr trifft das Umgekehrte zu: Selbstbewusstsein konnte sich erst entwickeln, nachdem die Evolution Nervensysteme hervorgebracht hatte, die ihren stofflichen und energetischen Bedarf auf der Grundlage von Bedürfnissen regelten bzw. regeln. Dass Bedürfnisse Abweichungen von organismisch repräsentierten Sollwerten sind, bedeutet deshalb nicht, dass sie (voll) bewusst zu sein brauchen. Selbstbewusstheit setzt nämlich Begriffe voraus, die geeignet sind, die nicht bewussten Bedürfnisse innerhalb des Organismus bewusst als solche „wahrzunehmen“ und ist damit davon abhängig, dass ein für die Wahrnehmung von Bedürfnissen geeigneter begrifflicher Code erlernt wurde. Anders gesagt existieren Bedürfnisse auch dann, wenn der Organismus eines selbstbewusstbeschreibungsfähigen Individuums nicht bewusst Notiz von ihnen nimmt, wie etwa im Falle einer kurzfristigen „Verdrängung“ oder „Ignorierung“ als Folge zeitweilig dominierender anderweitiger Ziele (Motivation). (Ein Beispiel ist das Vergessen von Hungergefühlen während einer „fesselnden“ Aktivität).

Damit wird eine alte Kontroverse in der Bedürfnisforschung entschieden (vgl. Kap. 1 sowie Lederer, 1980): *Bedürfnisse* sind zu unterscheiden von *Wünschen*. Die letzteren sind bewusst gewordene und in Termini des dem einzelnen verfügbaren Codes definierte Bedürfnisse in Form von mehr oder weniger konkreten Zielen. Der kulturelle (begriffliche) Code ist dabei eine kognitive Ressource, mit deren Hilfe Bedürfnisse bewusst gedacht und formuliert werden können. Im Umstand, dass kulturelle Codes im Rahmen sozialer Prozesse entstehen, weitergegeben und modifiziert werden, kommt zum Ausdruck, dass bewusste individuelle Bedürfnisse immer nur in Termini kollektiver, d.h. im Rahmen von Interaktion entstandener und interindividuell geteilter Begriffssysteme formuliert - und erst recht kommuniziert - werden können¹. Und während sich Bedürfnisse auf bevorzugte organismische Zustände beziehen (vgl. den Hinweis auf Werte im vierten Abschnitt dieses Kapitels), sind Wünsche in der Regel formuliert in Termini von äusseren Situationen, von denen sich das Individuum - bewusst oder nicht bewusst - die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse verspricht. Sie alle sind gelernt, während Bedürfnisse durch die Struktur der Organismen gegeben sind und sich auf deren Erhaltung und Konsolidierung beziehen.

5. *Manifestationen von Bedürfnissen*: Die Existenz von Bedürfnissen zeigt sich an mindestens sechserlei, wobei sich die erste Manifestation ausschliesslich anhand einer Untersuchung oder Abbildung interner Prozesse (z.B. durch bildgebende Verfahren) erkennen lässt, während sich die anderen alle sowohl anhand von Verhaltensaspekten beobachten lassen als auch, was den erlebbaren Teil der internen Prozesse betrifft,

¹ Definiert man, wie N. Luhmann (1987: 113), Gesellschaft in idealistisch-holistischer Art als bestehend aus „Kommunikation und aus nichts als Kommunikation), dann würde unser Befund besagen, dass Bedürfnisse nur insofern in gesellschaftliche Prozesse Eingang finden, als sie durch den einzelnen in Termini eines geteilten Codes codiert und kommuniziert werden, d.h. in Form von Wünschen. Jenes menschliche Verhalten und seine Folgen, das durch nicht bewusste Bedürfnisse und Ziele motiviert ist, kann durch den Luhmannschen Gesellschaftscode deshalb nicht erfasst und im Hinblick auf die Erklärung der gesellschaftlichen Dynamik (im Sinne Luhmanns) nicht in Rechnung gestellt werden. Definiert man Gesellschaft als konkretes System mit selbstwissensfähigen menschlichen Individuen als Komponenten, ergibt sich ein anderes Verständnis, in dem es möglich ist, den Fortgang gesellschaftlicher Prozesse durch über biologische, biopsychische und biopsychosoziale Bedürfnisse motiviertes Verhalten zu *erklären*. (Vgl. dazu z.B. Heintz, 1969, Kap. 14. Theorie der strukturellen und anomischen Spannungen).

durch Befragung erfassen lassen. Konkret zeigen sich Bedürfnisse

1. an der Struktur des Organismus und seiner Funktionsweise (Autopoiese und Selbststeuerung) (vgl. oben) und der damit verbundenen Abhängigkeit,
2. in einem Fluchtverhalten vor Gefahren und einem Suchverhalten nach bedürfnisbefriedigenden Objekten, Situationen, oder der bewussten Stimulierung bedürfnisbezogener interner Prozesse (bewusster Aufschub oder Hoffnung auf spätere Befriedigung), beides verbunden mit einer Veränderung der Wahrnehmung (sie wird bedürfnisorientiert), der Emotionen (Anspannung, Unruhe, Unlust, ev. Angst) und des erinnernden wie gegenwartsbezogenen Denkens,
3. den Anzeichen des Befriedigungsvorganges selber wie z.B. sexuelle Erregung, Esslust, Klatschlust, Triumphgefühle, Funktionslust oder in kürzeren oder längeren Microflows, d.h. Phasen vollkommener Selbstvergessenheit durch das Aufgehen in einer „fesselnder“ Tätigkeit (Czikszenmihly, 1990)
4. an den Zeichen des Wohlbefindens oder gar des Glücks nach ihrer Befriedigung (Entspannung, Liebe, Stolz, ausgeruht sein, etc),
5. an den *kurzfristigen* Folgen ihrer Nichterfüllung oder "Frustrierung" (z.B. Erbrechen, Schwindel, Rückzug und Einsamkeit, Langeweile, Ohnmacht(sgeföhlen), Geföhle der Ungerechtigkeit, Wut, Hass).
6. an den Folgen der anhaltenden Unterbindung. Die anhaltende Unterbindung solcher Verhaltenstendenzen führt bei Menschen¹ je nach dem nicht befriedigten Bedürfnis über kürzer oder länger zu (organismischen) Störungen, wie
 - zum *Abbau von Interesse und Initiative* und längerfristig zu einem *Abbau der kognitiven Struktur*, etwa durch die dauerhafte Beschneidung jeglichen Handlungsspielraumes (Beispiele: Depression; politische Abstinenz);
 - zu *Aggressivität*, etwa durch die anhaltende Verweigerung von Mitgliedschaft und/oder Anerkennung (Beispiele: Riots, Gewaltdkultur in marginalen Gruppen);
 - (bei Menschen) zu Kriminalität im Allgemeinen, d.h. zum Versuch, mit gesellschaftlich nicht anerkannten (verbotenen) Mitteln zu den entsprechenden Befriedigungen zu gelangen (Beispiel: Vermögensdelikte)
 - zu einer *Sucht* im Sinne der Gewöhnung an eine zugängliche stoffgebundene oder stoffungebundene Aktivität, die die gestörte Befindlichkeit für eine gewisse Zeit kompensiert;
 - zu einer chronischen *Fehlsteuerung physiologischer Parameter* (Größen), etwa bei Angst und anderen Formen "psychischer Mobilisierung" und von da aus zu Erkrankungen von Organen
 - zu Erkrankungen oder Fehlentwicklungen von Organen durch Mangelernährung (z.B. Stagnation der Hirnentwicklung im Säuglingsalter);
 - zu Erkrankungen *des Bewegungsapparates* durch einseitige oder übermäßige Nutzung (z.B. Rheuma);
 - zum *Zusammenbruch des Organismus durch Unterversorgung* mit lebensnotwendigen Stoffen oder durch eine nicht organismusgerechte Umgebung (z.B. Hitz-

¹ Viele der Folgen finden sich im Falle anhaltender Bedürfnisversagungen in entsprechender Form auch bei Tieren.

- schlag, Erfrieren, Verhungern, Verdursten) oder
- zum *Abbruch einer Abstammungslinie* oder gar zum Verschwinden einer ganzen Spezies (Fortpflanzung).

Der Grund dafür, dass die Unterbindung der auf die Befriedigung von Bedürfnissen gerichteten Verhaltenstendenzen zu diesen schwerwiegenden Störungen führt, liegt wie gesagt darin, dass das Verhalten von Organismen in der Regel auf die Kompensation (den Ausgleich) von inneren Ungleichgewichten gerichtet ist, die sich im Rahmen der Dynamik des Organismus ergeben. Deren Nichtbefriedigung äussert sich im glimpflichen Fall in einer vorübergehenden Störung dieser Prozesse, im chronischen Falle aber in einer pathologischen Veränderung von Subsystemen des Organismus, einschliesslich nur schwer korrigierbarer Veränderungen im plastischen Bereiche des Gehirns.

Die Wiederherstellung der inneren "Soll-Werte", d.h. der Abbau der Ungleichgewichte, geschieht dadurch, dass sich zunächst das Ungleichgewicht in einer Senkung spezifischer Aspekte des Wohlbefindens äussert. Dieses setzt entweder direkt oder via bewusste Prozesse Verhaltenssequenzen in Gang, die darauf gerichtet sind, das Ungleichgewicht zu reduzieren oder zu beheben. So ist z.B. die aufmerksame Suche nach einem Schlucken Wasser auf die Deckung eines Defizits im Wasserhaushalt des Organismus gerichtet, das sich als "Durst" bemerkbar macht, die Suche nach spezifischer Information (durch erhöhte Aufmerksamkeit und gerichtete Wahrnehmung (Beobachtung), durch eine Frage an ein Gegenüber oder durch die Lektüre eines Buches etc.) auf die Äquilibration irgendeines Teiles der kognitiven Struktur, die Suche nach Abwechslung ist eine Reaktion auf "Unlust" oder "Langeweile" als Folge von Monotonie, die zur Unterschreitung des Bedarfes an Stimulation führt, die das Gehirn aus Gründen seiner autonomen Dynamik benötigt etc..

3. Ein Katalog von biologischen, psychischen und sozialen menschlichen Bedürfnissen

1. Klassen (Arten) von Bedürfnissen nach ihrer Funktion

Aufgrund ihrer Funktion im Hinblick auf die interne Struktur¹ menschlicher Organismen sind bei komplexen Organismen drei übergeordnete Klassen von Bedürfnissen unterscheidbar:

- I. biologische Bedürfnisse im engeren Sinne, die bedingt sind durch den Umstand, dass Organismen selbstgesteuerte, autopoietische Systeme sind;
- II. psychische Bedürfnisse, die bedingt sind durch den Umstand, dass die Steuerung solcher Organismen durch ein komplexes und plastisches Nervensystem erfolgt, dessen angemessenes Funktionieren von einer bestimmten quantitativen und qualitativen sensorischen Grundstimulation sowie - in Bezug auf den aktuellen Bedarf des Gehirns - hinreichender Information abhängt;
- III. soziale Bedürfnisse, bedingt durch den Umstand, dass menschliche Organismen selbstwissensfähig sind und ihr Verhalten innerhalb ihrer sozialen Umgebung über emotio-kognitive Mechanismen regulieren.

2. Ein Katalog von biologischen, psychischen und sozialen menschlichen Bedürfnissen

Die nachstehende Liste enthält eine Reihe von Bedürfnissen, geordnet nach dem organismischen Bereich, den sie betreffen und dem Wirklichkeitsbereich, aus dem die Ressourcen zu ihrer Befriedigung stammen.

¹ Zur internen Struktur zählt in der Sicht der psychobiosozialen TMB natürlich auch die psychische Struktur, d.h. der jeweilige Zustand des Gehirns. Im Unterschied zu mentalistischen Konzeptionen des Psychischen können Struktur und Prozess im Rahmen einer biologischen Theorie der Psyche ganz einfach auseinandergelassen werden. Die Struktur ist der Zustand des Gehirns zu einem bestimmten Zeitpunkt. Dieser ist das Ergebnis aller vorangehenden Modifikationen der neuronalen Struktur als Folge von Erleben und Handeln und - in Interaktion mit den sensorisch aktuell gegebenen Erregungsmustern - der Ausgangspunkt für den nächsten Erlebens- oder Handlungsvorgang, innerhalb dessen die Struktur erneut modifiziert wird.

I. Biologische Bedürfnisse

1. nach physischer Integrität d.h. nach Vermeidung von Verschmutzung, das Wohlbefinden reduzierenden (schmerzhaften) physikalischen Beeinträchtigungen (Hitze, Kälte, Nässe), Verletzungen, sowie der Exposition gegenüber (absichtsvoller) Gewalt;
2. nach den für die Autopoiese erforderlichen Austauschstoffen: 1. verdaubarer Biomasse (Stoffwechsel); 2. Wasser (Flüssigkeitshaushalt); 3. Sauerstoff (Gasaustausch);
3. nach Regenerierung;
4. nach sexueller Aktivität und nach Fortpflanzung;

II. Biopsychische Bedürfnisse

5. nach wahrnehmungsgerechter sensorischer Stimulation durch a) Gravitation, b) Schall, c) Licht, d) taktile Reize (*sensorische Bedürfnisse*);
6. nach schönen Formen in spezifischen Bereichen des Erlebens (Landschaften, Gesichter, unversehrte Körper (ästhetische Bedürfnisse; B. nach ästhetischem Erleben);
7. nach Abwechslung/Stimulation (*Bedürfnis nach Abwechslung*);
8. nach assimilierbarer orientierungs- & handlungsrelevanter Information:
 - a. nach Information via sensorischer Stimulation (Bedürfnis nach Orientierung)
 - b. nach einem der gewünschten Information angemessenen Code (Bedürfnis nach (epistemischem) „Sinn“, d.h. nach dem Verstehen dessen, was in einem und um einen herum vorgeht und mit einem geschieht, insofern man davon Kenntnis hat (vgl. 8.1)). Im Bereich des bewussten Denkens entspricht diesem Bedürfnis das Bedürfnis nach subjektiver Sicherheit/ Gewissheit bzw. nach «Überzeugung» in den subjektiv relevanten Fragen);
9. nach subjektiv relevanten (affektiv besetzten) Zielen und Hoffnung auf Erfüllung (Bedürfnis nach subjektivem „Sinn“);
10. nach effektiven Fertigkeiten, (skills), Regeln und (sozialen) Normen zur Bewältigung von (wiederkehrenden) Situationen in Abhängigkeit der subjektiv relevanten Ziele (*Kontroll- oder Kompetenzbedürfnis*);

III. Biopsychosoziale Bedürfnisse

11. nach emotionaler Zuwendung (Liebe, Freundschaft, aktiv & passiv) (*Liebesbedürfnis*);
12. nach spontaner Hilfe (*Bedürfnis zu helfen*);
13. nach sozial(kulturell)er Zugehörigkeit durch Teilnahme (Mitgliedschaft in Familie, Gruppe, Gesellschaft (Sippe, Stamm, „Ethnie“, Region, Nationalstaat) (Mitglied zu sein, heisst, Rechte zu haben, weil man Pflichten erfüllt) (*Mitgliedschaftsbedürfnis*);
14. nach Unverwechselbarkeit (Bedürfnis nach biopsychosozialer Identität)
15. nach Autonomie (*Autonomiebedürfnis*);
16. nach sozialer Anerkennung (Funktion, Leistung, «Rang») (*Anerkennungsbedürfnis*);
17. nach (Austausch-)Gerechtigkeit (*Gerechtigkeitsbedürfnis*)

4. Ergänzungen zum Bedürfnisbegriff

Zu dieser Liste ein paar skizzenhafte Spezifikationen und Ergänzungen:

1. *Alter und Verbreitung von Bedürfnissen.* Affekte (Triebe, Emotionen, Gefühle und moralische Empfindungen) als Arten der Motivierung zu bedürfnisbefriedigendem Verhalten sind - wegen ihres Überlebenswertes - phylogenetisch sehr alt und dementsprechend unter den Arten weit verbreitet (Klix, 1992). Dies gilt natürlich insbesondere für Triebe und Emotionen, während Gefühle ein Erkennen von Artgenossen involvieren und moralische Empfindungen die Existenz eines "Selbst", dem Wissenskorrelat des Selbstbewusstseins (Filipp & Frey, 1988), und dementsprechend jüngeren Datums sind. Entsprechend ihrer Bedeutung ist ein erheblicher Teil des Gehirns der Wirbeltiere "durchwirkt" von Affekten.

2. *Unterschiedliche Elastizität von Bedürfnissen.* Die verschiedenen menschlichen Bedürfnisse sind unterschiedlich "elastisch", d.h. ihre Befriedigung kann über verschieden lange Zeiträume hinausgeschoben werden. So kann man ohne bleibende Schäden einen Sauerstoffentzug nur während Minuten, den (radikalen) Entzug geeigneter sensorischer Grundstimulation für ein paar Dutzend Stunden, den Entzug von Wasser zwei oder drei Dutzend Tage, den Nahrungsentzug gar einige Wochen überstehen. Noch elastischer aber sind die "sozialen" Bedürfnisse, allerdings nicht zuletzt, weil ihre Nichterfüllung - ausser in extremen Fällen - keinen Kollaps des Gesamtorganismus zur Folge hat, sondern "nur" eine (zunehmende) Leistungsbeschränkung seines Steuerungsorgans, des Gehirns (räumliche, zeitliche, und "strukturelle" Beschränkung der Sichtweite auf das Hier und Jetzt und auf das unmittelbar Erlebbare; Verlernen, Vergessen, d.h. Unwissen und damit verbundene Orientierungslosigkeit und - je nach Situation - Angst, Neurotisierung, Depression (Verlust von Motivation, Apathie). Beispiele für extreme Folgen sind die erhöhten Todesraten in der ersten Zeit nach Migrationen, nach der Pensionierung oder nach dem Verlust eines Lebenspartners.

3. *Beschränkungen des Regelungsvermögens: Begierde, Sucht.* Da Organismen immer unter Bedingungen von Ressourcenknappheit evolvieren, entwickelt sich effektive Regelung nur in Bereichen knapper Ressourcenverfügbarkeit und versagt bzw. fehlt oft im Falle von Ressourcenüberfluss. Ganz allgemein ist die Regelung nie perfekt und versagt ausserhalb von

Normalbereichen. (So müssen sich z.B. Hochleistungssportler bekanntlich zu einer hohen Flüssigkeitsaufnahme zwingen, da sie in ihren Leistungsbereichen den Wassermangel nicht rechtzeitig wahrnehmen). Insbesondere gibt es Bedürfnisse, in denen sich der Sollwert mit zunehmendem Befriedigungsniveau ohne Grenzen nach oben schiebt. Dies ist etwa der Fall beim physiologischen Bedürfnis der Nahrungsaufnahme (Fettsucht), aber auch beim „sozialen“ Bedürfnis nach Macht (Kontrolle) (Vgl. Eibel-Eibesfeld, 1994).

4. *„Bedürfnis nach Macht“*, *„Bedürfnis nach Kontrolle“*: Bei diesen beiden Arten von Motivation handelt es sich nicht um eigenständige Bedürfnisse. Der Begriff des Kontrollbedürfnisses bezieht sich vielmehr auf den Umstand, dass die Notwendigkeit, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, uns laufend dazu motiviert, die Verfügbarkeit der befriedigungsrelevanten Ressourcen zu gewährleisten, d.h. sie „zu kontrollieren“. Der Begriff des Bedürfnisses nach Macht bezieht sich entweder auf Handlungen, die auf die Gewährleistung oder Erhöhung von (relativer) Autonomie zielen oder auf soziale Anerkennung oder beides.

5. *„Negative Wünsche“* oder der Wunsch, bestimmte Bedürfnisse zu kontrollieren (vgl. dazu auch Lederer, 1980: 269): Dies sind Wünsche nach Situationen oder Verhaltensformen, die der Befriedigung der modalen Bedürfnisse entgegenlaufen. Wie lassen sie sich erklären? Zunächst sind «negative Wünsche» Wünsche und nicht Bedürfnisse, oder anderes gesagt: es sind bewusste Ziele in Bezug auf Bedürfnisse. Bedürfnisse lassen sich bis zu einem gewissen Grad bewusst steuern, so, indem man ihre Befriedigung unterdrückt, z.B. indem man sich mit anderen Zielen beschäftigt. Drei Konstellationen stehen im Vordergrund: Erstens kann der Verzicht auf die Befriedigung eines Wunsches bzw. des ihm unterliegenden Bedürfnisses von einer Person als für die Befriedigung eines anderen Bedürfnisses instrumentell betrachtet werden (und auch tatsächlich sein), wie z.B. Hungern um abzunehmen und damit ästhetischen Idealen innerhalb seiner Umgebung zu entsprechen, was seinerseits das Selbstbewusstsein erhöhen und Beziehungschancen erhöhen kann, oder hungern um gottgefällig zu leben und in den Himmel zu kommen oder allein sein um sich zu konzentrieren. In diesem Fall handelt es sich um eine befristete Veränderung der Präferenzordnung. Zweitens kann es sich um einen (rationalen) Versuch eines Individuums handeln, dem

Verlust an Wohlbefinden durch Gewöhnung zu entgehen. So kann man sich zurückziehen, um das Zusammensein mit anderen anschliessend umso mehr zu geniessen; man kann hungern, um anschliessend mit besonderer Lust zu essen. Drittens kann aber auch die Befriedigung eines Bedürfnisses verzichtet werden um die Frustration eines anderen Bedürfnisses zu umgehen, das in der Präferenzskala weiter oben rangiert. So ist einer der konsistentesten Befunde der Untersuchung von Arbeitslosigkeit, dass sich Arbeitslose isolieren. Sie tun dies, um Erfahrungen der sozialen Deklassierung und die mit ihr verbundenen Gefühle zu vermeiden (Jahoda et al, 1960; Kirchner, 1993). Kurz, wenn Menschen auf klassische Befriedigungssituationen oder -handlungen von Bedürfnissen verzichten, dann tun sie dies freiwillig, um entweder ein anderes Bedürfnis zu befriedigen, das ihnen wichtiger ist und weil sie keine Möglichkeit sehen, beide Befriedigungen gleichzeitig zu erhalten, oder sie tun es, weil sie im Verzicht selber eine Quelle der Befriedigung im Hinblick auf ein anderes Bedürfnis sehen. In beiden Fällen erfolgt die Frustration von Bedürfnissen freiwillig. Falls im ersten Fall in der Deutung des betreffenden Individuums bestimmte soziale Akteure für die Alternative verantwortlich sind, wird sich die Frustration als Aggression gegen diese richten.

6. *Koexistenz (Kompetition) und Präferenzordnungen.* Bedürfnisse sind die Quellen der Nachfrage nach bestimmten Stoffen und Erlebnissen; Präferenzen betreffen die individuell erlernten Arten von befriedigenden Dingen und die mit ihnen verbundenen Formen der Befriedigung.

Neben dem quantitativen Aspekt der veränderbaren Sollwerte in Sättigungsbereichen gibt es einen ähnlichen Mechanismus im qualitativen Bereich: Präferenzen sind selbstverstärkend, d.h. dass der Gefallen an Situationen und Stoffen mit ihrem Konsum - beim Fehlen gegenläufiger Prozesse - zunimmt. Dies gilt auch für Menschen (Homans, 1960), ein Umstand, der die Bildung partikulärer (Sub-)Kultur fördert und die beträchtliche Variation von kulinarischen [Harris, 1989 #382] und anderen ästhetischen Stilen zwischen verschiedenen Populationen oder Populationssegmenten fördert.

Dies bedeutet auch, dass Präferenzordnungen zwar nicht willkürlich, aber bis zu einem gewissen Grad individuell sind. Beides ist allerdings nicht gleichbedeutend mit "keinerlei Gesetzmässigkeiten unterliegend." Vielmehr bildet sich eine individuelle Skala von Präferenzen in Abhän-

gigkeit von der Interaktionsgeschichte des Systems mit seinen Umwelten, was impliziert, dass bestimmte Kontexte tendenziell bestimmte Präferenzordnungen hervorzubringen vermögen ((Sub-)Kultur).

Auf der anderen Seite gibt es aber auch immer mehr Hinweise auf eine ganze Reihe von kulturunabhängigen ästhetischen Standards, so z.B. für bestimmte Formen von Gesichtern, für bestimmte Landschaften etc.)

Verschiedene Bedürfnisse können gleichzeitig bestehen und miteinander wetteifern. Ihre Befriedigung folgt Präferenzordnungen, die einerseits zustandsabhängig sind, auf der anderen Seite längerfristig durch Lernen modifiziert werden können (vgl. oben).

7. *Bedürfnisbefriedigung als ganzheitlicher Vorgang.* Es gibt ein den einzelnen konkreten Bedürfnissen übergeordnete Tendenz, die verschiedenen Bedürfnisse wenn immer möglich gemeinsam zu befriedigen (vgl. auch Galtung 1980). Diese Tendenz entspricht einerseits einem bioökonomischen Prinzip und ist andererseits vermutlich ein Ergebnis der "ganzheitlichen" Struktur des Erlebens. Als Hypothese folgt daraus, dass Menschen, konfrontiert mit der Wahl der sequentiellen und simultanen Befriedigung einer Reihe von Bedürfnissen, der Tendenz nach die letzte Form allen Kombinationen der Sequenzierung vorziehen werden. Bestätigungen für diese Tendenz finden sich natürlich auch im Freizeitverhalten.

8. *Ebenenspezifität von Bedürfnissen.* Bedürfnisse (und die von ihnen abgeleiteten Werte) sind Eigenschaften von Organismen, nicht von sozialen Systemen. Die umgekehrte Behauptung bildet den Kern holistisch-funktionalistischer Gesellschaftstheorien aller Art (z.B. Parsons, 1972; Luhmann, 1984; Geser, 1991)

9. *Vorteile eines biologischen Verständnisses menschlicher Bedürfnisse.* Es ist das Verständnis der biologischen Grundlagen dieser Bedürfnisse, das eine einigermaßen präzise Identifizierung ermöglicht, eine Leistung, die auf der Ebene des Verhaltens unlösbar ist, u.a. weil dieses idR. gleichzeitig von mehreren solchen Bedürfnissen motiviert ist.

10. *Gesetzmäßigkeit menschlicher Bedürfnisse.* Es ist die biologische Natur dieser Bedürfnisse, die ihre Erzeugung und die Folgen ihrer Nichtbefriedigung gesetzmäßig macht. Wären Bedürfnisse nicht Ergebnis gesetzmässiger Prozesse, gäbe es weder unterschiedliche Elastizitäten von Bedürfnissen, noch „Bedürfnishierarchien“ (Präferenzordnungen zwi-

schen verschiedenen Bedürfnissen), ja es gäbe auch keine "Bedürfnisse" in unserem Sinne, denn es wäre ohne Folgen, wenn ein "Bedürfnis" aufträte, jedoch nicht erfüllt würde. Ein solches Bedürfnis aber wäre keines, denn es wäre nicht Ausdruck eines wirklichen "Bedarfs".

11. *Universalität menschlicher Bedürfnisse.* Die biologische Natur dieser Bedürfnisse und die Gesetzmässigkeiten ihrer Dynamik sind der Grund für den in seiner Bedeutung gar nicht zu überschätzenden Umstand, dass menschliche Bedürfnisse universell, d.h. transkulturell sind. Es sind die spezifischen Formen ihrer Befriedigung, d.h. die lokalen und individuellen Präferenzen, sowie die Deutungen, die sie in den Köpfen von Individuen erfahren, die interkulturell und interindividuell variieren. Gleichzeitig haben aber alle Menschen Erfahrungen mit diesen Bedürfnissen und den Problemen ihrer Befriedigung. Diese allen Menschen gemeinsame Erfahrung ist die biologisch bedingte Grundlage der Möglichkeit interkultureller Kommunikation - sprachliche Verständigung vorausgesetzt. Die Lehre von der Existenz von in sich geschlossenen (inkommensurablen) Kulturen ist eine Fiktion von idealistischen und/oder antirealistischen Philosophen und von solchen Lehren geprägten Sozialwissenschaftlern.

12. *Klassifikation von Bedürfnissen:* Zu unterscheiden ist die Identifikation von abgrenzbaren und in ihren organismischen Quellen erkennbaren Bedürfnissen von deren Klassifikation. Es ist leider die erst in dritter Linie (Frage iii) bedeutsame Frage der Klassifikation¹, die vor allem die Aufmerksamkeit der nicht biologisch orientierten Bedürfnistheoretiker beschäftigt hat. Dabei ist die Basis der Klassifikation (Fragen i) und ii) nie hinreichend geklärt worden. Das 3. Kapitel hat Bedürfnisse unter funktionalen Gesichtspunkten klassifiziert. Hier sind einige weitere Arten, Bedürfnisse in Klassen zu gruppieren:

- i) *Ihrem Ursprung nach sind alle Bedürfnisse organismisch und damit physisch (aber nicht etwa physikalisch), denn es ist der Organismus - eingeschlossen das Gehirn - der nach Versorgung mit Stoffen und Stimuli verlangt.*
- ii) *Nach der Quelle ihrer inneren Manifestation sind alle Bedürfnisse „psychisch“, denn es ist das Gehirn, das physiologische Parameter und deren Veränderung und - im Falle psychischer und sozialer Bedürfnisse - die Veränderungen in ihm selber registriert, bewertet und - gegebenenfalls bewusst - deutet.*
- iii) *Nach der Quelle ihrer Befriedigung (bzw. Gefährdung) sind die Bedürfnisse physikalisch (1, 2.2, 2.3, 5, 6, 7, 8, 9), biologisch (2.3, 3, 4, 6, 8, 9), psychisch (7, 8, 10)*

¹ Vgl. dazu die vier Fragestellungen von TMBs in Abschnitt I. 2.

- und sozial (7 - 17), d.h. zu einem erheblichen Teil gemischt (6, 7, 8, 9, 10)).
- iv) *Gemessen am Ort ihres Auftretens innerhalb des Organismus* lassen sich nichtpsychische (1, 3, 5) und psychische (im Gehirn) (2, 4, 5 (bei menschlicher Gewalt), sowie 6 - 13) Manifestationen unterscheiden.
 - vi) *Unter dem Gesichtspunkt der Elastizität* lassen sich elastischere (z.B. Anerkennung) von unelastischeren Bedürfnissen (z.B. Flüssigkeit, feste Nahrung) unterscheiden.
 - viii) *Unter dem Gesichtspunkt der Zeit* lassen sich periodisch auftretende und fallweise auftretende unterscheiden, sowie gegenwärtige und zukünftige (I. Art).
 - ix) *Unter dem Gesichtspunkt der Regelungsart* lassen sich echte homöostatische und „heterostatische“, d.h. Bedürfnisse mit einem sich mit dem Befriedigungs-niveau verschiebenden Soll-Wert unterscheiden (z.B. Durst versus Macht oder Prestige) (A.H. Maslow).
 - x) *Unter dem Gesichtspunkt der Regelungsrichtung* lassen sich (angeblich) Mangel- und Wachstumsbedürfnisse unterscheiden (A.H. Maslow).
 - ix) *Unter dem Gesichtspunkt der Natur der bedürfnisbefriedigenden Ressourcen* lassen sich (angeblich) materielle und immaterielle, bzw. quantitative und qualitative Bedürfnisse unterscheiden.

5. Menschliche Bedürfnisse und Gesellschaft

Die biopsychosoziale Theorie menschlicher Bedürfnisse macht auf den ersten Blick den Anschein einer individualistischen (und hedonistischen) Theorie¹: In einer solchen Konzeption erscheint Leben als die Suche nach Lust und Wohlbefinden und sein „Sinn“ erschöpft sich darin. Dieser Eindruck täuscht in verschiedenen Hinsichten.

Ganz allgemein gesagt ist die TMB keine beschreibende Lehre subjektiver Weltansichten und subjektiver Moralen, sondern eine Theorie über Antriebe zur Entwicklung solcher Sichten und Moralen und zu faktischem Verhalten als solche ist sie Teil einer Theorie über die Dynamik sozialer Systeme, genauer: über deren Entstehung, Konsolidierung, Wandel und Zerfall.

Dabei handelt es sich in dieser Sicht bei Bedürfnissen um Antriebe, die das Subjekt zwar notwendigerweise als subjektive Unlust oder Aussicht auf Lust und Wohlbefinden erlebt, doch treiben diese Antriebe das Individuum faktisch zur Interaktion mit physikalischen, biologischen und nicht zuletzt mit personalen Systemen - und damit zur Teilnahme an

¹ Dieser Eindruck scheint die bpsTMB vor allem bei Vertreter/innen von kulturalistischen und holistisch-systemtheoretischen Gesellschaftstheorien sowie bei Vertreter/innen von theologisch-teleologischen Weltbildern zu erwecken.

menschlichen Sozialsystemen. Anders gesagt sind Bedürfnisse intentional¹. Im Zuge dieses Prozesses suchen selbstbewusste Lebewesen als Folge ihres Selbstbewusstseins nach funktionalem „Sinn“ oder anders gesagt nach Funktionalität ihrer Handlungen im Rahmen eines selbstgewählten epistemisch-moralischen Bezugssystems; sie sind mit anderen Worten offen in Bezug auf eine Antwort auf diese Frage, d.h. weder notwendig auf ein religiöses Weltbild festgelegt noch auf eine bestimmte Religion oder säkulare Ideologie. Ohne diese Offenheit gäbe es natürlich auch keine soziokulturelle Entwicklung.

Zweitens handelt es sich bei der biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse nicht um eine atomistisch-individualistische Theorie sondern um eine systemische Theorie des elementaristischen Typs². Der systemische Charakter dieser Theorie zeigt sich dabei in den beiden für den elementaristischen Systemismus erforderlichen Charakteristika: Die bpsTMB fasst Individuen als (Bio)Systeme auf, die ihrerseits - zusammen mit jenen anderen Individuen, mit denen sie in Form eines physischen, energetischen oder informationellen Austausches interagieren - soziale Systeme bilden [Heintz, 1972 #36; Levy, 1997 #2271; Bornschie, 1998 #2244]. Als Komponenten solcher Systeme sind sie einerseits in ihren Zielen und ihrem Verhalten durch den gesellschaftlichen Rahmen mitbestimmt, dessen Komponenten sie sind, und den sie auf der anderen Seite durch ihre Existenz und ihr Handeln innerhalb diesen Rahmens am Leben erhalten und - sei's bewusst oder nicht bewusst - modifizieren.

Mit dieser Konzeption menschlicher Individuen als (biologische) Komponenten sozialer Systeme unterscheidet sich die Theorie menschlicher Bedürfnisse grundlegend sowohl von der individualistischen und men-

¹ Daraus ergibt sich als pathologische Möglichkeit, dass sich das Streben nach Lust verselbständigt, sodass es nicht zu einer Hingabe an Dinge der Welt kommt, doch handelt es sich dabei um eine Konstellation, die mit einem anderen positiven Affekt kollidiert, dem der „Hingabe“ und „moralischen Verpflichtung“, der Menschen zur Kontrolle ihres Verlangens nach Lust treibt und darüber hinaus eine Quelle sozialen Status ist.

² Dies im Unterschied zu holistischen „systemischen“ Theorien, für die die Komponenten gegenüber dem umfassenden System über keinerlei Autonomie verfügen, sondern in ihrer Struktur und ihrem Verhalten durch dieses geprägt werden. Für eine allgemeine ontologische Theorie solcher Systeme vgl. Obrecht, 1998. Zur Unterscheidung von elementaristischen und holistischen Systemtheorien vgl. [Röwer, 1985 #70; Morgenstern, 1992 #695].

talistischen Bedürfnistheorie A. H. Maslows (vgl. Kap. 1) als auch von idealistisch-holistischen soziologischen Systemtheorien à la Parsons (1972) oder Luhmann (1984)¹: Während die erstere individualistisch ist, indem sie die Existenz und Verhaltensrelevanz von sozialen Systemen ignoriert wenn nicht negiert, anerkennen Sozialholismen zwar die Existenz von Systemen mit emergenten Eigenschaften, erklären jedoch das Verhalten des Systems aus dem System innewohnenden Tendenzen zur Selbsterhaltung und jenes der Komponenten durch das System. Demgegenüber anerkennen elementaristische Theorien sozialer Systeme erstens die Existenz von sozialen Systemen mit emergenten Eigenschaften und erklären zweitens Existenz, Struktur und Verhalten von Systemen aus der Interaktion (und damit der Eigenschaften) ihrer Komponenten und das Verhalten der Komponenten aus deren intrinsischen Eigenschaften sowie ihrer Stellung innerhalb des Systems. Referenten der TMB ist dabei die wichtigste Klasse intrinsischer Eigenschaften der Komponenten solcher Systeme, nämlich jene, die für die Motivierung zur Bildung von sozialen Systemen und von Verhalten in ihnen entscheidend sind.

Drittens haben die Bedürfnisse der innerhalb eines bestimmten Raumes zusammenlebenden Individuen, die auf den ersten Blick als Inbegriff des Subjektiven erscheinen mögen, faktische Konsequenzen weit über die verschiedenen subjektiven Werte und Ziele der einzelnen Akteure hinaus und zwar Konsequenzen gesellschaftlicher (sozialstruktureller), kultureller und ökologischer Art, wobei wir von den letzteren im folgenden absehen. Zwei in ihren Wirkungen gegenläufige Gruppen von Mechanismen im Sinne grundlegender Motoren der gesellschaftlichen Entwicklung sind zu unterscheiden.

Da motivieren auf der einen Seite das Bedürfnis nach Sexualität und der Wunsch nach Kinderaufzucht im Verein mit den sozialen Bedürfnissen die Suche nach Beziehungen zu anderen Menschen und zu prosozialem Verhalten, und sind damit eine der Determinanten von Prozessen der

¹ In bemerkenswerter Kürze formuliert Luhmann seinen idealistisch-funktionalistisch-holistischen Systembegriff in einer Arbeit aus dem Jahre 1987: «Soziale Systeme bestehen aus Kommunikation und aus nichts als Kommunikation - nicht aus menschlichen Individuen, nicht aus bewussten mentalen Zuständen, nicht aus Rollen und nicht einmal aus Handlungen.» (Luhmann, 1987: 113). Solche Systeme «produzieren Kommunikationen durch sinnhafte Referenz auf Kommunikationen» (ibid). (Übersetzung W.O)

Vergesellschaftung (Familie, Sippe, Clan)¹.

Diese Tendenz zur Vergesellschaftung wird unterstützt durch die restlichen biologischen und biopsychischen Bedürfnisse, die zu Interaktion und insbesondere zu Kooperation motivieren: Zwar kann ein Teil von Bedürfnissen direkt über einfache und routinisierte Tätigkeiten befriedigt werden (Der Sonne ausweichen und Schatten aufsuchen, Wasser aus einem Tümpel trinken, Essbares sammeln, singen, spielen, sexuelles Verhalten) d.h. ohne Umweg über Zwischengüter. Zielgerichtetes (motiviertes) Verhalten (Handeln) ohne solche Zwischenziele ist "konsumatorisch", d.h. nicht auf einen Zweck (Zwischenziel) gerichtet [Lang, 1987 #669]. Ein grosser, und mit der soziokulturellen Entwicklung wachsender Teil von befriedigungsorientiertem Verhalten erfolgt jedoch über die Produktion von Zwischengütern, die eine auf Zwecke gerichtete Form von Handlungen erfordern, zu der auf der einen Seite die Werkzeugherstellung gehört, auf der anderen deren produktive Nutzung im Rahmen der Beschaffung oder Erzeugung von Ressourcen der Bedürfnisbefriedigung. Diese auf Zwecke gerichtete Art motivierten Handelns ist "Arbeit" - was nicht ausschliesst, dass im Zuge dieser "notwendigen" Arbeit auch weitere als jene Bedürfnisse befriedigt werden, für deren Befriedigung die Arbeit Ressourcen bereitstellt. ("Befriedigende Arbeit" ist eine Arbeit gerade dann, wenn dies der Fall ist (intrinsisch motivierte Arbeit; andernfalls ist eine Arbeit lediglich „extrinsisch motiviert")². Wo im Rahmen von Arbeitsprozessen mit dem Ziel kooperiert wird, Arbeit quantitativ (segmentäre Differenzierung) oder qualitativ zu teilen (funktionale Differenzierung), entstehen innerhalb einer Gesellschaft arbeitsteilige soziale Systeme (produktive Gruppen; Organisationen).

Das Ergebnis dieser Prozesse ist die Bildung von Gruppen - im Besonderen von Familien und höheren sozialen Einheiten (systemische und sozialräumliche Differenzierung) - sowie von flüchtigen oder stabilen arbeitsteiligen Produktionssystemen (funktionale Differenzierung), insbesondere auch zwischen den Geschlechtern (Geschlechtsdifferenzierung

¹ Andere sind z.B. die Begrenzung eines Territoriums durch natürliche Grenzen oder die Überschichtung einer Population durch eine andere.

² Für die Analyse dieser und anderer handlungstheoretischer Begriffe im Kontext einer allgemeinen Handlungstheorie vgl. [Obrecht, 1998 #2238]Obrecht & Brack, 1998.

bzw. geschlechtsspezifische Arbeitsteilung (B. Heintz et al., 1997)¹. Kurz, Bedürfnisse sind Teil von sozialintegrativen Mechanismen oder anders gesagt Motoren der Vergesellschaftung und damit der Bildung sozialer Systeme mit emergenten Eigenschaften wie Arbeitsteilung und im Besonderen funktionale Differenzierung (einschliesslich struktureller und kultureller Geschlechterdifferenzierung) Schichtung (vertikale Differenzierung), systemischer Differenzierung etc.

Auf der anderen Seite involviert Bedürfnisbefriedigung und nicht zuletzt auch die Produktion von Zwischengütern eine breite Palette von Ressourcen, von denen viele knapp sind oder - da Abundanz die Vermehrung der Nachfragenden fördern kann - knapp werden (Lang, 1987). Bedürfnisse sind m.a.W. Quellen der Nachfrage nach und der Meidung von bestimmten Situationen, Vorgängen und bestimmten Stoffen. Dabei sind sie unterschiedlich «elastisch» (vgl. Kap. II.4.2), d.h. ihre Befriedigung kann über unterschiedlich lange Zeiträume hinausgeschoben werden. Die Unaufschiebbarkeit der Befriedigung inelastischer Bedürfnisse macht die deren befriedigungsrelevante Ressourcen zu Quellen von Macht gegenüber einem Individuum A im Sinne der Chance eines Dritten B, seine Ziele gegenüber jenen von A durchzusetzen [Weber, 1972 #76]: 28). Bedingung für Macht von B über A ist die relative Knappheit der befriedigungsrelevanten Ressourcen und deren ungleiche Kontrolle durch A und B. (Die Machtbeziehung geht verloren, wenn es B gelingt entweder die benötigten Ressourcen aus einer anderen Quelle zu erhalten, oder sie zu substituieren, sei es durch das Entdecken eines funktionalen Äquivalents der Ressource oder sei es durch die Erfindung einer neuen Technik oder Technologie, mit der sie aus anderen, nicht knappen oder verfügbaren Ressourcen herstellbar ist²).

Kurz, der vom Organismus ausgehende und nur bedingt mental steuerbare Zwang zur Befriedigung der Bedürfnisse (Askese, vgl. Kap. II.4.4), der allenfalls Ort und Form der Befriedigung offenlässt, motiviert Indi-

¹ Bei den hier erwähnten Formen der Differenzierung handelt es sich um emergente Aspekte der Sozialstruktur sozialer Systeme. Für ein aktuelles makrosoziologisches Bild der Schweiz in Termini eines soziologischen Codes auf der Grundlage dieser Dimensionen vgl. [Levy, 1997 #2271]Levy, et al., 1997,x und der westlichen Gesellschaften im Allgemeinen [Bornschiefer, 1998 #2244]Bornschiefer, 1998).

² Bedürfnisse sind deshalb - über die Kontrolle befriedigungsrelevanter Ressourcen - nicht nur Quelle von Macht, sondern auch Motivatoren für die Erfindung von Techniken und Technologien.

viduen nicht nur zu Bindungen und Kooperation, sondern macht sie auf der anderen Seite zu Konkurrenten um die innerhalb der erreichbaren räumlichen Umgebung knappen Ressourcen der Bedürfnisbefriedigung (vertikale soziale Differenzierung). In modernen, auf Lohnarbeit gegründeten Gesellschaften betrifft diese Konkurrenz zuallererst die Arbeitsplätze und dem Gesichtspunkt biopsychisch, biosozial und monetär befriedigender Arbeit, dann aber auch die Qualität der Wohnumgebung, die kommunale Infrastruktur etc. Dabei bleibt es nicht bei einer Konkurrenz erster Ordnung, denn der Ausgang dieser Konkurrenz entscheidet seinerseits über die Befriedigung sozialer Bedürfnisse, insbesondere über das der sozialen Anerkennung. Anders gesagt ist die vertikale Differenzierung im Sinne der ungleichen Verteilung von bedürfnisbefriedigungsrelevanten Gütern im Hinblick auf die Befriedigung von *sozialen* Bedürfnissen nicht neutral¹. Vielmehr wird sie selber zur Quelle der Verknappung eines bedürfnismässig zentralen Gutes, dem der sozialen Anerkennung im Sinne von Status [Heintz, 1969 #2268]².

Damit aber nicht genug. Die Wirkung sozialer Schichtung als bedürfnisbefriedigungsrelevante emergente Eigenschaft sozialer Systeme beschränkt sich nicht auf soziale Bedürfnisse, sondern erstreckt sich auf die Befriedigung biologischer und biopsychischer Bedürfnisse, denn bei sozial integrierten Individuen findet ein Teil der Bedürfnisbefriedigungen in einem sozialen Rahmen, d.h. unter Anwesenheit Dritter statt. Aus diesem Grunde nehmen die im Rahmen von Bedürfnisbefriedigung konsumierten Güter den Charakter von Indikatoren für sozialen Status an (Schichtung) und wird die Form des Konsums im Sinne von schichtspezifischen Normen sozial normiert. Das Gewicht dieser Bewertung ist - vor allem im Zentrum eines sozialen Systems - so gross, dass die Konsumstandards und -normen den Konsum qualitativ und quantitativ

¹ So hat z.B. ein nicht gelernter Fabrikarbeiter nicht nur eine den Körper belastende (Degenerationskrankheiten) und immissionsreiche (Ermüdung und zentralnervöse Beschwerden) sowie gefährliche Arbeit (Unfälle), sondern diese Arbeit ist gerade deswegen auch noch sozial tief bewertet.

² Das Entstehen einer Spannung aufgrund des Bedürfnisses nach sozialer Anerkennung im Rahmen von geschichteten Gesellschaften ist an die Bedingung einer relativen Offenheit des Systems geknüpft, wie sie in modernen Klassengesellschaften gegeben ist, und ihre Stärke an bestimmte Phasen innerhalb der zyklischen Dynamik solcher Gesellschaften [Bornschiefer, 1998 #2244](Bornschiefer, 1998)x. In ständisch organisierten [Taylor, 1997 [1992] #2140] und in Kastengesellschaften [Moore, 1982 #265] tritt sie nur in sehr abgeschwächter Form auf.

weitgehend festlegen und dabei individuelle Präferenzen einerseits konkurrenzieren, andererseits auf dem Wege von Lernen prägen. Kurz, Inhalt und Form des Konsums können - insoweit dieser den Grundbedarf deckt, unabhängig von funktionalen Erfordernissen erfolgen, und der durch die soziale Dynamik erzeugte Wandel der Standards und Normen führt zu einem ständigen Konsum über den Grundbedarf hinaus und zu einem ständigen Wechsel der konsumierten Güter, der im Falle von Ausstattungsgütern von einer fortlaufenden Entwertung der in vorangehenden Perioden erstandenen Güter begleitet ist. Es ist die Existenz eines solchen Prozesses der mit der Existenz von inflationären Wünschen begleitet ist. Ein frei gesuchter Ausweg aus dem Spannungsfeld der Schichtung ist nur scheinbar möglich, denn er wird über den Verlust an sozialer Anerkennung hinaus mit sozialer Isolation bezahlt, d.h. mit der Frustrierung des Mitgliedschaftsbedürfnisses [Klemenz, 1997 #2142]. Die Folgen dieser Strategie sind ähnlich wie jene der unfreiwilligen Form von Ausschluss, wie sie die Erwerbslosigkeit darstellt, die im übrigen ebenfalls - um der Vermeidung von in Interaktionssituationen aktualisierten Rang- und Unvollständigkeitsspannungen Willen - zu einer selbstgewählten Isolation führt.

Zusammenfassend sind Individuen nicht nur Konkurrenten um materielle Ressourcen, sondern sie werden über den Besitz an diesen Ressourcen zu Konkurrenten innerhalb von Kasten-, Stände-, Klassen- oder noch offeneren Formen von Schichtungssystemen.

Viertens ist die bei Individuen festzustellende Tendenz der Orientierung an ihren sozialen Umgebungen kein Zufall, sondern durch zwei fest verankerte Mechanismen gesichert, in denen *soziale* Bedürfnisse eine entscheidende Rolle spielen. Zum einen ist dies die kategorische Norm der ‚Erziehungspflicht‘ der eigenen Kinder, die sich auf ein entsprechendes Bedürfnis stützt, das im Falle von Nachkommenschaft zum Tragen kommt und sich in Gefühl einer subjektiven kategorischen Verpflichtung den eigenen Kindern gegenüber äussert (Lüdger, 1996). Es hat seine Entsprechung in der Altrizialität menschlicher Neugeborener, die nach intensiver und jahrelanger Hege und Pflege (Füttern, Pflege, Schutz, Instruktion) verlangt, wobei sowohl Mütter wie Säuglinge mit einer Reihe von genetisch bedingten, aufeinander bezogenen Verhaltensdispositionen ausgestattet sind [Grossmann, 1987 #503]. Menschliche Neugebore-

ne sind mit anderen Worten biologisch und kulturell auf die Hilfe der älteren Generation(en) angewiesen und beide sind genetisch durch funktionale Antriebe für die erforderlichen Interaktionen ausgerüstet. Diese komplementären Dispositionen haben eine einfache aber grundlegende gesellschaftliche Folge, die im zeitlichem Überdauern der betreffenden Gesellschaft besteht: Ohne die beteiligten Bedürfnisse nach Sexualität und Nachkommenschaft keine Fortpflanzung und Aufzucht, ohne Aufzucht keine Population und ohne Population keine Individuen.

Fünftens und mit dem vorangehenden Punkt in Übereinstimmung sind Bedürfnisse - und unter ihnen insbesondere die sozialen Bedürfnisse und darin wieder ganz besonders das Bedürfnis nach Aufzucht - ein Ergebnis der Evolution der Biopopulationen der Wirbeltiere und damit auch der gesellschaftlichen Entwicklung: Die in menschlichen Individuen lokalisierten Antriebsformen sind das Ergebnis der Evolution von Populationen von niederen Säugern zu den niederen Primaten, den Dryopithecinen, Hominiden und den früheren Homo zum Homo sapiens sapiens. Denn nicht nur die entferntesten humanen Vorfahren des Menschen waren nicht von Geburt an lebensfähig, sondern auf die Hilfe ihrer Eltern angewiesen gewesen, sondern für alle Säugetiere [Hassenstein, 1987 #2285]: 66 ff.). Dabei beschränkt sich die Abhängigkeit der Neugeborenen oft und insbesondere bei den höheren Raubtieren, nicht nur auf Nahrung und Pflege, vielmehr sind auch sie darauf angewiesen, bestimmte Verhaltensweisen wie etwa das Jagdverhalten von der älteren Generation zu erlernen (Kultur im weiten Sinne). In ganz besonderer und zunehmender Weise betraf diese biologische und kulturelle Abhängigkeit auch die subhumanen Vorfahren der Menschen des Tier-Mensch-Übergangsbereich im Miozän und Pliozän (Lüdger 1991: 52 f.)¹.

Zusammenfassend hat sich die Hilfsbedürftigkeit der Nachkommenschaft und die zu ihr komplementäre Hilfsbereitschaft der älteren Generation bereits auf Evolutionsstufen weit unterhalb von selbstbewusstseinsfähigen Lebewesen und damit lange vor ihrer Kodifizierung in Form einer unbedingten Norm der Erziehungspflicht entwickelt, und die

¹ Mehr noch: Über die ganze Wirbeltierreihe hinweg wird die durchschnittliche Brutpflegebereitschaft in den einzelnen Wirbeltierklassen zum Menschen hin zunehmend intensiver und die gesamten Brutpflegeleistungen komplexer (Lüdger 1991: 160 ff.), auch wenn innerhalb der Wirbeltierreihe die Brutpflege nicht durchgängig parallel zur Organisationshöhe der einzelnen Arten verläuft.

Hominisation beruhte auf dem genetischen Erbe der erhöhten Bereitschaft, sich um die nachwachsende Generation zu kümmern. Diese machte jene möglich, denn nur über diese Bereitschaft konnten sich lernabhängige Traditionen und damit Kultur im engeren Sinne entwickeln. Die Entwicklung dieser Bereitschaft im Sinne einer auf einen Sollzustand (Wert) gerichteten Antriebslage (Bedürfnis), ist identisch mit der Entwicklung von Erziehungsbereitschaft überhaupt. Das genetisch verankerte Bedürfnis bzw. der ihm zugrunde liegende Wert bildeten dabei die Grundlage, auf der sich - so ist anzunehmen - im Zuge der sukzessiven Entwicklung des Selbstbewusstseins auch eine zunächst implizite und später explizite Norm der kategorischen Erziehungspflicht und des Erziehungsrechts entwickelten. Die Universalität und Wertbesetzung dieser Norm sind Hinweise auf die Existenz spezifischer Antriebe, die zur 'Erziehungsbereitschaft' disponieren, d. h. die zu befolgen einem Bedürfnis entspricht und die nicht zu befolgen mit entsprechenden Unlustgefühlen (Schuld) gekoppelt ist.

Bedürfnisse sind, wie diese Überlegungen zeigen, Motivatoren für Kooperation und Konflikt und damit von Vergesellschaftung von Individuen wie auch die Quelle moralischer Empfindungen als Grundlage „internalisierter“ und der Legitimität expliziter Normen. Die Folge von Kooperation und Konflikt unter Individuen sind soziale Systeme im Sinne emergenter eigenständiger Klasse von Systemen mit emergenten - und damit ontologisch irreduziblen, aber in ihrer Genese erklärbaren - Eigenschaften. Ihre Struktur kann verstanden werden als das unbeabsichtigte Ergebnis der Konkurrenz der individuellen und kollektiven Akteure um knappe Güter und von Versuchen, gewonnene Vorteile durch Androhung von Macht und Gewalt normativ zu konsolidieren und auf der anderen Seite von Bemühungen, diese Konkurrenz durch moralisch legitimierbare Normen zu begrenzen. Aus der Perspektive der individuellen Komponenten sind solche Systeme differenziert in unterschiedliche Klassen von Handlungs(spiel)räumen, die den gesellschaftlichen Rahmen aufzeigen, innerhalb dessen die entsprechenden Individuen auf gesellschaftlich anerkannte Weise ihre Bedürfnisse befriedigen können und auf welche nicht (Normen). Da die Sozialstruktur innerhalb eines Systems nie homogen ist, unterscheiden sich die verschiedenen Orte in der Arbeit und den Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für eine Bedürfnisbefriedigung erforderlich sind und erlaubt sie vor allem nicht an jedem Ort

dasselbe Mass an Befriedigung. Individuen trachten danach, ihre Bedürfnisse in einer für sie befriedigenden Weise zu sättigen. Wo ihnen dies nicht gelingt, stehen ihnen drei Möglichkeiten offen: i) ihre Ziele (Präferenzordnung) den Möglichkeiten ihrer strukturellen Umgebung anzupassen, ii) den in ihren Augen ungünstigen gesellschaftlichen Ort zu verlassen und einen günstigeren aufzusuchen, sei es durch horizontale, vertikale oder geografische Mobilität oder eine Kombination davon, oder iii) falls und soweit dies möglich ist auf die Gestaltung der Struktur in ihren Sinne Einfluss zu nehmen, sei es durch eigene Kraft in ihrer engeren Umgebung, sei es im Rahmen kollektiver Anstrengungen. Während i) die gegebene Struktur auf dem Wege einer autoplastischen Anpassung stabilisiert, sind die Anpassungsformen ii) und iii) alloplastisch und tragen damit zum Wandel der Struktur bei. Stabilität und Wandel (der Struktur) sozialer Systeme sind damit jederzeit das Ergebnis von Entscheidungen, die Individuen angesichts ihrer strukturellen Umgebungen, ihres Wissens und ihrer Fähigkeiten und vor allem im Lichte ihrer Bedürfnisse fällen.

Die hier skizzierte systemische Konzeption sozialer Systeme sieht soziale Systeme als eigenständige Klasse von Systemen beruhend auf (relativ) autonomen menschlichen Individuen im Sinne selbstwissensfähiger und durch Bedürfnisse angetriebener Biosysteme. Sie versteht solche Systeme als in Koevolution mit der biologischen Struktur ihrer Komponenten evoluiert und als „am Leben“ erhalten - und damit im ontologischen Sinne als abhängig - durch deren Reproduktion und die gesetzmässigen Verhaltenstendenzen. Umgekehrt sieht sie solche Systeme weder als blossen Resultanten von Ansammlungen von Individuen noch als Ganzheiten oder Totalitäten im Sinne des Holismus, die ihren Komponenten vorausgehen und sie erschaffen oder in all ihren Aspekten determinieren.

III. Empirische Evidenzen anhand systematischer Studien (vgl. Lehrveranstaltung)

VI. Übungen (vgl. Lehrveranstaltung)

V. Zur Bedeutung der biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse für die Soziale Arbeit

Die zentrale Bedeutung menschlicher Bedürfnisse für die Praxis und entsprechend für die Theorie der Sozialen Arbeit wurde von den ersten Theoretiker/innen der Sozialarbeit klar erkannt und menschliche Bedürfnisse zum theoretischen Mittelpunkt der «Fürsorgewissenschaft» (Arlt) gemacht [Arlt, 1921 #722; Arlt, 1953 #121]. Voraussetzung für eine solche Sicht ist allerdings eine Konzeption menschlicher Individuen als sich selbst regulierende Komponenten sozialer Systeme¹.

In der vorliegenden biopsychologischen Sicht hat die TMB zwei Arten von Implikationen für die Sozialarbeit als Profession und als Disziplin.

1. Auf der einen Seite erscheint die TMB neben der psychobiologischen Theorie des Erkennens und Wissens (kulturelle Codes) und der erklärenden psychobiologischen Handlungstheorie² als einer der drei interdependenten Teile eines integralen (psychobiologischen) Modells des Individuums (vgl. dazu [Obrecht, 1995 #708]³). Als solche ist sie ein Kernbereich der «Anthropologie» der entstehenden «Systemischen Theorie der Sozialen Arbeit» [Staub-Bernasconi, 1995 #696; Obrecht, 1995 #708], d.h. ihres Menschenbildes. Dies mit weit reichenden Konsequenzen für deren «Gegenstandsbestimmung», d.h. für die Arten von Systeme-

¹ Eine solche Sicht findet sich entsprechend in Ansätzen bereits bei Ilse Arlt, wenn auch mit deutlichem Schwerpunkt auf Individuen.

² Im Unterschied zur normativen Handlungstheorie im Sinne eines Ensembles (Systems) von Handlungsanweisungen (Vorschriften, Verfahren).

³ Die Dynamik seiner Beziehungen zu seiner (sozialen) Umwelt ist das Thema der psychologischen Sozialpsychologie und der Soziologie.

men, mit denen sie sich beschäftigt, für die Konzeption der praktischen (sozialen) Probleme, die sie analysiert und auf deren Lösung sie zielt, und für die Problemlösungsverfahren, die sie dabei anwendet und z.T. selber entwickelt:

1. Gegenstände sozialer Arbeit sind menschliche Individuen als Komponenten sozialer Systeme und soziale Systeme mit menschlichen Individuen als Komponenten.
2. Die Probleme, auf deren Lösung die Soziale Arbeit gerichtet ist, sind soziale Probleme. Soziale Probleme sind dabei identisch mit durch psychische und/oder soziale Konstellationen chronisch behinderten oder verhinderten Befriedigungen menschlicher Bedürfnisse. Kurz, menschliche Bedürfnisse sind der Grund dafür, weshalb es soziale Probleme gibt und diese sind die *raison d'être* der Sozialen Arbeit. Sie sind das, worauf sich die Soziale Arbeit bei ihrem Klientenbezug bzw. ihrer Klientenorientierung (im Unterschied zu Kundenorientierung) bezieht.

Ihre vergesellschaftete Entsprechung haben die menschlichen Bedürfnisse seit 50 Jahren in den Menschenrechten, die auf sie Bezug nehmen. Deshalb kann man, vom Standpunkt der institutionalisierten Werte aus, die Soziale Arbeit auch als Menschenrechtsprofession bezeichnen (Staub-Bernasconi, 1997).

2. Auf der anderen Seite bilden die Kernvorstellungen der bpsTMB Grundlage einer allgemeinen Ethik (Bunge, 1987), aus der heraus sich die Ziele der Sozialen Arbeit und ihre ethischen Maximen begründen lassen, mit Folgen bis in die Struktur ihrer Verfahrensweisen (Methoden). Das interessante an diesen Verfahren ist, dass mit ihrer Hilfe nicht nur Probleme von Klient/innen gelindert oder gelöst werden können, sondern dass sie sich gleichzeitig modellhaft als regulative Instrumente des sozialen Lebens eignen, um die Häufigkeit sozialer Probleme zu vermindern.

Zusammenfassend: Ganz allgemein kann man sagen, dass Organismen mit ihrem Verhalten versuchen, ihre internen Zustände und Prozesse zu optimieren, d.h. unter Kontrolle zu halten. Gelingt ihnen dies nicht, so entsteht Stress als Ergebnis eines solchen Kontrollverlustes (vgl. Brändle, Sozialpsychologie, 1990), der von Versuchen der Wiedergewinnung der Kontrolle begleitet ist. Gelingt es dem betroffenen Individuum nicht, die Kontrolle auf dem bisherigen Niveau wiederherzustellen, wird es, damit es die unerträglich werdende Spannung senken kann, dazu übergehen, sich auf einem tieferen Niveau der Befriedigung einzurichten. Dies ist der der ständigen Erhöhung der Kontrolle entgegengesetzte Vorgang

(vgl. oben). Sein psychisches Korrelat besteht darin, dass das Individuum versuchen wird, seine neue Situation so zu gestalten und ihre Aspekte so zu bewerten, dass es wieder ein erträgliches Niveau der Zufriedenheit erreicht.

Gefühle der Zufriedenheit und des Glücks sind m.a.W. Ausdrucksformen erfolgreicher Anpassung von Individuen an nichtveränderbare Umstände. So dauert es bei durch krankheitsbedingte operative Eingriffe oder Unfälle schwerversehrten Menschen nur ein paar Monate, bis sie auf die Frage nach ihrem Befinden wieder antworten, dass sie glücklich seien. Im Rahmen von Verteilungsprozessen innerhalb sozialer Systeme ist die Plastizität von Anspruchsniveaus allerdings geringer und weist erfolgreiche Anpassung natürlich Aspekte auf, die weniger harmlos sind als die erwähnte, indem sie einen Beitrag zur Stabilisierung der Struktur des Systems leistet. (Vgl. dazu z.B. die verschiedenen progressiven und regressiven Formen von Arbeitszufriedenheit, die die AZ-Forschung aufgedeckt hat [Widmer, 1988 #355] oder die Ergebnisse der gegenwärtig boomenden "Glücks- und Wohlbefindensforschung" [Abele, 1991 #357; Strack #359; Argyle #358].

Diese Überlegungen stellen den (revisions- und erweiterungsbedürftigen) Kern einer biopsychosozialen Theorie menschlicher Bedürfnisse dar, sind jedoch selbst noch keine solche Theorie. Dazu bedarf es sozialpsychologischer und soziologischer Hypothesen über die Rolle und Dynamik von Bedürfnissen und Werten innerhalb sozialer Systeme (vgl. z.B. [Hondrich, 1983 #301]; vor allem aber die Theorie struktureller und anomischer Spannungen von P. Heintz, 1969b).

VI. Einwände gegen die Theorie menschlicher Bedürfnisse und einige besondere Probleme ihrer Entwicklung und Anwendung

Es gibt mehrere Arten von Einwänden gegenüber TMBs. Pragmatische Einwände beziehen sich auf den Gebrauch von Bedürfnisbegriffen im Rahmen sozialer Kontexte, sei es als Mittel der Artikulation beliebiger Begehren von einzelnen oder Gruppen an die sie umgebende Gesellschaft, sei es umgekehrt als Begriff von professionellen Gruppen, deren

Ziele die Intervention in gesellschaftliche Prozesse ist, wie Politiker/innen, Planer/innen und Professionen innerhalb des Sozial- und Gesundheitswesens. Der Vorwurf lautet hier: Illegitimität von Begehren, von Versprechen bzw. von politischem Stil. Was den Gebrauch des Bedürfnisbegriffes innerhalb der Sozialen Arbeit betrifft, so hat das Problem zwei Seiten. Die unproblematischere betrifft die Qualität des Bedürfnisbegriffes und wird mit der Verbesserung der Präzisierung und der Komplettierung der TMB verschwinden (vgl. den nächsten Punkt). Die zweite ist grundsätzlicher Art und wird unabhängig von der Qualität der erklärenden Bedürfnistheorie immer auftreten, wenn die Bedürfnistheorie zur Identifizierung konkreter sozialer Probleme und vor allem zur Lösung zur Legitimierung ihrer Lösung verwendet wird. Er hängt allerdings nicht mit dem Bedürfnisbegriff, sondern mit den Interventionszielen als solchen zusammen. Die Ziele jeder praktischen Handlung beruhen auf Werten und sind damit „ideologischer“ Natur: Sie brauchen von Dritten nicht anerkannt zu werden.

Eine *zweite* Form von Kritik betrifft den wissenschaftlichen Status der TMB. Sie deckt sich mit den Überlegungen des ersten Teils und muss an dieser Stelle nicht wiederholt werden. Da sie berechtigt ist, kann ihr nur durch eine Verbesserung der Bedürfnistheorie begegnet werden.

Eine *Dritte* Form der Ablehnung hat ihre Quelle in der behaupteten Irrelevanz von individuellen Bedürfnissen innerhalb sozialer Prozesse. Sie wird vor allem von holistischen (aufwärtsreduktionistischen) Soziologen vorgetragen, die die Vorstellung vertreten, dass soziale Systeme das Verhalten von Individuen vollständig determinieren. *Menschliche* Bedürfnisse sind damit immer nur ein Ausdruck der herrschenden sozialen Verhältnisse. Die Qualität der TMB als psychologische Theorie ist für solche Kritiker irrelevant, da diese von der Vorstellung ausgehen, dass soziologische Theorien unabhängig von psychologischen Theorien formuliert werden können und müssen.

Die Kritik dieser Kritik kann hier nur angedeutet werden. Sie betrifft ihren (Aufwärts-)Reduktionismus als ontologische Doktrin. Diese ontologische Doktrin impliziert erstens, dass Systeme ihren Komponenten (genetisch) vorausgehen und zweitens, dass Systeme auf ihre Komponenten wirken. Die erste Vorstellung steht in Widerspruch mit praktisch allem wissenschaftlichen Wissen, indem dieses direkt oder indirekt die allgemeine Evolutionshypothese und darin eingeschlossen die Theorie der

Bioevolution stützt. (Zum ersteren vgl. z.B. [Uexküll, 1981 #1154], zum letzteren z.B. [Vollmer, 1995 #774]. Die zweite Vorstellung impliziert, dass Gesellschaften (oder soziale Systeme im Allgemeinen) Individuen nicht als Komponenten enthalten, sondern auch eine von ihrer Substanz her eigenständige Entität sind, die mit Individuen interagiert. Die Existenz eines solchen Dinges wurde allerdings noch nie nachgewiesen (Für eine Kritik am Holismus und an der holistischen Sicht von Gesellschaft vgl. [Bunge, 1983 #1155; Obrecht, 1995 #708; Vollmer, 1995 #1156]; für eine Kritik von Holismus und Individualismus (sozialer Atomismus) in der Sozialen Arbeit vgl. [Staub-Bernasconi, 1994 #485]Staub-Bernasconi, 1994a.

Holismus als Gegenstück zum Atomismus: Jener bringt Systeme ins Spiel und leugnet die Relevanz der Komponenten, während dieser die Existenz von Systemen und deren Relevanz für das Verhalten der Komponenten leugnet und nur die Existenz der Komponenten gelten lässt. Die biopsychosozialen Theorien menschlicher Bedürfnisse steht als systemische Theorie auf keiner dieser scheinbar alternativen Seiten sondern auf der Seite einer dritten Vorstellung, der des (elementaristischen) Systemismus. Dieser gibt beiden Doktrinen in einem Stück recht und beiden in einem unrecht und stellt eine Synthese der beiden Doktrinen (aber keine Addition der Vorteile) dar. In seiner Sicht haben zwar soziale Gebilde (und Gebilde im Allgemeinen) ontologisch irreduzible, so genannte emergente oder System-Eigenschaften und Gesetzmässigkeiten. Systeme werden jedoch als *gebildet* und *bestehend* aus Komponenten betrachtet, deren Interaktion die betreffenden Systeme wie auch die neuen Eigenschaften und Gesetzmässigkeiten *hervorbringen*. Aus diesem Grunde können aus dieser Sicht die emergenten Eigenschaften und Gesetzmässigkeiten, die die Holisten so verteidigen, *erklärt* werden durch Gesetzmässigkeiten der Interaktion der Komponenten. Sie sind m.a.W. gleichzeitig ontologisch irreduzibel und erkenntnistheoretisch reduzierbar.

Auf der Basis der bpsTMB bedeutet dies folgendes¹: Soziale Systeme bilden sich aufgrund der bedürfnisbedingten Selbstvereinigung von menschlichen Individuen. Dabei decken sich sowohl der Verlauf solcher

¹ Vgl. für eine ausführlichere Formulierung auch Kapitel II.5, Bedürfnisse und Gesellschaft.

Prozesse als auch ihr (emergentes) Ergebnis in der Regel nicht den bewussten Zielen der beteiligten Individuen, sondern sind «nicht intendierte Effekte» ihrer Einzelhandlungen. (Dies gilt sogar bei der absichtsvollen Gründung einer Organisation.) Die Strukturen solcher Systeme sind zumindest zu einem Teil kollektiv geschaffene (emergente) Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Sie bilden den gesellschaftlichen Rahmen, der den Individuen aufzeigt, wie sie auf gesellschaftlich anerkannte Weise ihre Bedürfnisse befriedigen können und auf welche nicht (Normen). Da die Sozialstruktur innerhalb des Systems nicht homogen ist, erlaubt sie nicht an jedem Ort dasselbe Mass an Befriedigung und taugen nicht an jedem Ort genau dieselben Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Individuen trachten danach, ihre Bedürfnisse in einer für sie befriedigenden Weise zu sättigen. Wo ihnen dies nicht gelingt, stehen ihnen drei Möglichkeiten offen: i) ihre Ziele (Präferenzordnung) den Möglichkeiten ihrer strukturellen Umgebung anzupassen, ii) den in ihren Augen ungünstigen gesellschaftlichen Ort zu verlassen und einen günstigeren aufzusuchen, oder iii) falls und soweit dies möglich ist (in der Regel in ihrer engeren Umgebung), auf die Gestaltung der Struktur in ihren Sinne Einfluss zu nehmen. Während i) die gegebene Struktur auf dem Wege einer autoplastischen Anpassung stabilisiert, sind die Anpassungsformen ii) und iii) alloplastisch und tragen damit zum Wandel der Struktur bei. Stabilität und Wandel (der Struktur) sozialer Systeme sind damit jederzeit das Ergebnis von Entscheidungen, die Individuen angesichts ihrer strukturellen Umgebungen, ihres Wissens und ihrer Fähigkeiten und vor allem im Lichte ihrer Bedürfnisse fällen.

Eine *vierte* mögliche Form von Kritik ist analog der zweiten und betrifft die hier formulierte biologische Konzeption von Bedürfnissen: Ständen im vorangehenden Punkt holistische Kollektivisten individualistischen Reduktionisten gegenüber, so sind es hier «Mentalisten», denen die biologischen Reduktionisten (Biologen) gegenüberstehen. Der Vorwurf lautet: Biologismus.

Zunächst ist die Angst vor Biologismen insofern verständlich, als es auf den ersten Blick tatsächlich nicht einfach sein mag, die Bedeutung eines solchen (biologischen) Systembildes für die Human- und Sozialwissenschaften zu erkennen und davon ausgehend die von solchen Wissen abhängige Theorie der Sozialen Arbeit. Tatsächlich ist eine solche Sichtweise noch ungewohnt und wenig verbreitet, ein Umstand, der unter ande-

rem mit zwei Dingen zu tun haben dürfte: Zunächst einmal sind die grossen Durchbrüche in der psychobiologischen Forschung und die Synthese von ungezählten Befunden zu einem umfassenderen Verständnis der Rolle von Gehirnprozessen für unser seelisches Erleben (Psyche) und unser Verhalten ganz jungen Datums (v.a. 70er und 80er-Jahre). Zweitens haben sich die Human- und Sozialwissenschaften bis zu diesen neuen Entwicklungen vollkommen zu recht gegen die - wie wir heute wissen auf einer mehr als problematischen Grundlage erhobenen - Vereinnahmungsversuche durch Naturwissenschaften und an ihnen orientierte reinen Verhaltenswissenschaften gewehrt, namentlich aber

1. gegen jene des Behaviorismus, der die Existenz psychischer Prozesse geleugnet hat und Verhalten als Ergebnis einer Reaktionsbildung auf belohnende oder bestrafende äussere Einwirkungen auf das Individuum erklärt hat);
2. gegen jene von genetisch (d.h. "hereditaristisch") argumentierenden Biologen und Psychologen, die alles Psychische durch die Eigenschaften der Erbmasse erklären zu können glaubten (alter Hereditarismus), vgl. z.B. Burt, 1956; Eysenk, 1970);
3. gegen die ebenfalls auf genetische Erklärungen (Instinkte) fixierten Ethologen vor allem um Konrad Lorenz mit ihren Ambitionen, ihre Befunde von Tierverhalten tel quel auf menschliche Individuen (mit ganz anders strukturierten Zentralnervensystemen) zu übertragen (vgl. dazu z.B. Schmidbauer, 1975), sowie
4. gegen die Soziobiologie (E. Wilson), die Mitte der 70er-Jahre mit dem (inzwischen etwas vorsichtiger vorgetragenen) Anspruch aufgetreten ist, alle möglichen sozialen Verhaltensweisen als Folge genetischer Auslese erklären zu können (vgl. auch Dawkins, 1976).

Gegen diese Angriffe haben sich die Human- und Sozialwissenschaften schlecht und recht behauptet, denn jede dieser Theorien - hätte sich ihre Stichhaltigkeit belegen lassen - hätte diese Wissenschaften von der Bühne der wissenschaftlichen Disziplinen hinweggefegt. Leider haben die Human- und Sozialwissenschaften dafür insofern einen hohen Preis bezahlt, als sich im Zuge dieser anhaltenden Auseinandersetzungen eine nicht minder problematische Gegenposition erhalten, ja ausgebaut hat und eine Reihe theoretischer (antireduktionistischer) Tabus errichtet wurden, mit der Folge, dass es immer noch nur unter Schwierigkeiten möglich ist, die alten Fragen unter dem Blickwinkel des neuen psychobiologischen Wissens auch nur aufzugreifen. Dabei zeigt die psychobiologische Konzeption des Psychischen, dass «biologisch» nicht gleichbedeutend ist mit «genetisch (von Geburt an) determiniert», d.h. durch den Chromosomensatz festgelegt. Die psychobiologische Konzeption des Psychischen besagt zwar tatsächlich, dass alle psychischen Vorgänge

Vorgänge im Gehirn sind, d.h. Vorgänge in einem Organ, das in seiner zellulären Struktur und in seinem morphologischen Aufbau tatsächlich genetisch determiniert ist. Der springende Punkt dabei ist jedoch, dass das Gehirn in dieser Sicht als ein Organ erscheint, das genetisch darauf festgelegt ist, in seiner Funktionsweise nicht (oder genauer: innerhalb eines bestimmten Rahmens) festgelegt zu sein. Anders gesagt: das Gehirn ist in der Lage, weil es einen plastischen, d.h. veränderbaren Teil, die graue Gehirnrinde (Kortex) enthält, zu lernen. Das Lernen aber, besteht in der Veränderung der neuronalen Struktur dieses veränderbaren Teils des Gehirns, eines in Aufbau und Grundstruktur genetisch vorgesehenen Organs also. (Vgl. dazu [Bunge, 1990 #342; Changeux, 1984 #343; Singer, 1994 #639](Bunge & Ardila, 1990; C.

Was den Vorwurf des Reduktionismus betrifft, so ist er einerseits berechtigt, andererseits nicht. Zunächst ist die Kernthese der Psychobiologie, alle psychischen Prozesse seien Bioprozesse einer besonderen Art, tatsächlich reduktionistisch im klassischen Sinne. Mit ihr werden die bekannten mentalen Prozesse wie Empfinden, Aufmerksamkeit, Affekt, Gedächtnis, Lernen, Wahrnehmen, Denken, (bewusst) Bewerten wie auch Wollen und Selbstbewusstsein zu Bioprozessen. Ihnen wird damit eine von solchen Vorgängen unabhängige Existenz abgesprochen. Auf der anderen Seite ist die These auf die *Natur* psychischer Vorgänge beschränkt und leugnet nicht, wie etwa der nach wie vor verbreitete *Physikalismus* oder physikalistischer Reduktionismus (Quine, 1966; [Roth, 1995 #790], dass es all die genannten Arten psychischer Vorgänge gibt, sondern er anerkennt deren Existenz ausdrücklich. Es handelt sich bei dem, was wir als psychische Prozesse bezeichnen um emergente Eigenschaften eines organismischen Subsystems, des ZNS, das durch gegen 100 Milliarden Neuronen gebildet wird und von denen jedes via synaptische Koppelungen mit bis zu 10'000 anderen Neuronen verknüpft ist. Ein solches System kann sich in einer enormen Zahl von Zuständen befinden, von denen jeder einem möglichen psychischen Zustand entspricht.

Literatur

- Abele, A., & Becker, P. (Hsg.). (1991). *Wohlbefinden - Theorie, Empirie - Diagnostik*. Weinheim, München: Juventa.
- Adelung, J. C. (1774). *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart*. Teil 1. Leipzig.
- Argyle, M. (1987). *The Psychology of Happiness*. London und N.Y.: Methuen.
- Arlt, I. (1921). *Die Grundlagen der Fürsorge*. Wien: Österreichischer Schulbuchverlag.
- Arlt, I. (1953). *Wege zu einer Fürsorgewissenschaft*. Wien: Verlag Notring der wissenschaftlichen Verbände Oesterreichs.
- Baltes, P. B., & Mittelstraß, J. (Hsg.). (1992). *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin 1992: De Gruyter.
- Banfield, E. C. (1967). *The moral basis of a backward society*. New York: Free Press.
- Becker, G. S. (1982a). *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Becker, G. S. (1982b). *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. In *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens* (Hsg.), Becker, Gary S. (pp. 1-15). Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Berelson, B., & Steiner, G. A. (1964). *Human Behavior*. New York: Harcourt, Brace & World.
- Widmer, M. (1988). *Stress, Stressbewältigung und Arbeitszufriedenheit beim Krankenpflegepersonal*. Aarau: Schriftenreihe SKI.
- Wilson, J. Q. (1994). *Das moralische Empfinden. Warum die Natur des Menschen besser ist als ihr Ruf*. Original: *The Moral Sense*. The Free Press, N.Y. 1993. Hamburg: Ernst Kabel. N.Y.: The Free Press.
- Wimmer, A. (1996). *Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48(3), 401-425.
- Zeier, H. (1980). *Zur Evolution von Gehirn und Geist*. In J. C. Eccles & H. Zeier (Hsg.), *Gehirn und Geist. Biologische Erkenntnisse über Vorgeschichte, Wesen und Zukunft des Menschen*. München: Kindler.
- Zimbardo, P. G. (1983). *Psychologie* (4. neubearbeitete Auflage, bearbeitet und herausgegeben von W.F. Angermeier, U.C. Btregelman und Th. J. Thiekötter ed.). Berlin, Heidelberg, N.Y.: Springer.

VII. Entwicklungsperspektiven der Theorie menschlicher Bedürfnisse

Die Theorie menschlicher Bedürfnisse, wie sie hier umrissen wurde, verlangt nach Weiterentwicklung. Dies gilt sowohl im nomologischen Bereich wie auch und vor allem hinsichtlich der Entwicklung von Anwendungen im Rahmen von Handlungstheorien. Die nachstehende Übersicht zeigt eine Reihe von spezifischen Fragestellungen auf, in der diese Entwicklung dezentral erfolgen könnte.

Abbildung 3: Entwicklungsbereiche der Theorie menschlicher Bedürfnisse

